

DAS ARCHIV

ZEITUNG FÜR WOLFSBURGER STADTGESCHICHTE

0,00 €

Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

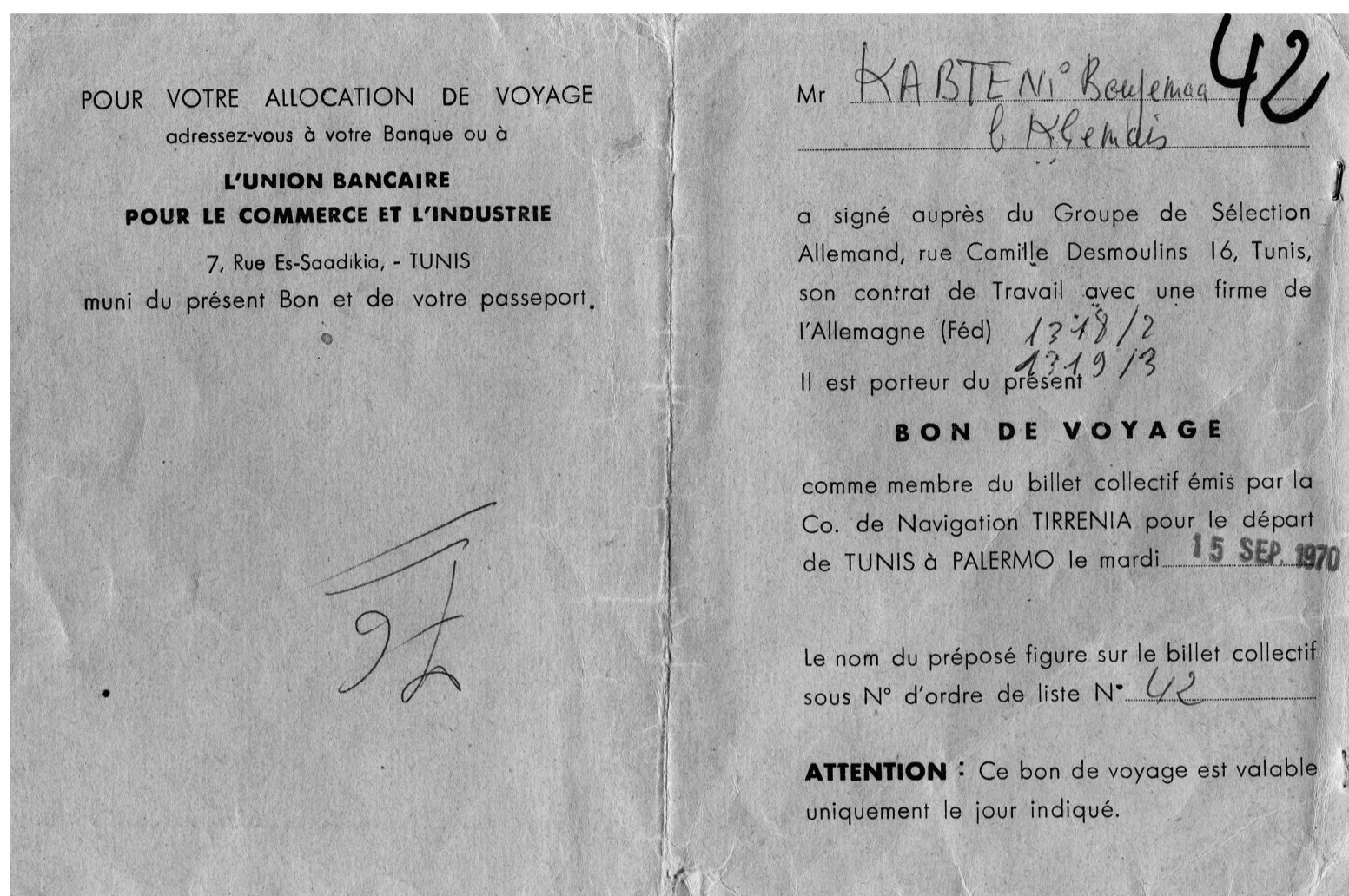
August / September 2020

Editorial

VON ALEXANDER KRAUS

Im Bericht über das Geschäftsjahr 1970 der Volkswagenwerk AG heißt es das Personal betreffend, am Stichtag, den 31. Dezember 1970, seien exakt „8.078 der 14.401 ausländischen Mitarbeiter italienische Staatsangehörige, die überwiegend im Werk Wolfsburg beschäftigt sind. Daneben sind im Unternehmen in größerer Zahl Mitarbeiter türkischer, griechischer, spanischer und – seit 1970 – auch tunesischer Nationalität tätig.“ Entsprechend stark waren die Tunesier ab diesem Jahr nun auch in den städtischen Statistiken vertreten. So waren 1970 exakt 746 Tunesier in Wolfsburg gemeldet und sie somit aus dem Nichts zur zweitstärksten Gruppe der nichtdeutschen Wohnbevölkerung aufgestiegen. Sank ihre Zahl auch nach einem kurzen Anstieg und pendelte sich, nachdem 1974 etwa 600 tunesische Arbeiter an die Ruhrkohle AG vermittelt worden waren, Ende der 1970er Jahre auf etwas mehr als 500 ein, so offenbaren die kommunal geführten Statistiken, dass sich die Gruppe innerhalb weniger Jahre stark gewandelt hatte: War die Volkswagenwerk AG zunächst darum bestrebt, im Idealfalle ledige Arbeitnehmer anzuwerben, legt die Statistik für 1977 offen: Von insgesamt 517 tunesischen Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern waren 290 männlich, 105 weiblich und 122 Kinder unter 16 Jahren.

Obgleich die Anwerbung tunesischer „Gastarbeiter“ durch das Volkswagenwerk inzwischen fünfzig Jahre zurückliegt, haben sich bislang nur wenige Publikationen mit ihrer Geschichte in Wolfsburg beschäftigt. Daher widmet sich diese Ausgabe der Archivzeitung ausschließlich dem tunesischen Leben in der Volkswagenstadt. Dabei rekonstruiert die Wirtschaftshistorikerin Heike Knortz zunächst das Zustandekommen des deutsch-tunesischen Anwerbeabkommens, ein Gespräch mit dem ehemaligen Volkswagen-Personaler Gerd Henker wiederum gewährt Einblicke in die Unternehmensperspektive und die in Tunis geführten Anwerbegespräche. Anschließend rückt Sara Hamoussi-Makina die individuellen Lebensgeschichten der ersten Tunesiergeneration in den Fokus, für die sie Anfang der 2000er Jahre zahlreiche erlebnisgeschichtliche Interviews geführt hat. Gespräche mit Tahar Yacoubi und Abdallah Zaibi, die beide zu den ersten Tunesiern in Wolfsburg zählen, sowie mit Rihab Ouertani und Bilell Hamoussi als Vertreter der jüngeren Generation werfen Licht auf verschiedene Aspekte des tunesischen Lebens vor Ort. Darüber hinaus erzählen Mourtadha Djemai und Kaouther Neemann in ihren Texten vom Beginn des religiösen Lebens der Tunesier in der neuen Stadt und vom muttersprachlichen Unterricht in der tunesischen Schule.



Reisedokument Boujemaa Kabtenis, das nach erfolgreichem Durchlauf aller relevanten Vorbereitungen wie beispielsweise der Gesundheitsuntersuchung ausgehändigt wurde; Private Sammlung Kabteni

Das deutsch-tunesische „Gastarbeiterabkommen“

Ein Meisterstück klassischer Diplomatie

VON HEIKE KNORTZ

Gemessen an allen in der Bundesrepublik beschäftigten ausländischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern nahm sich die Zahl von insgesamt 4.563 tunesischen Arbeitskräften in der Bundesrepublik im Jahr 1970 verschwindend gering aus.¹ Gemessen am Wunsch der tunesischen Regierung jedoch, jährlich 20.000 ihrer Landsleute die Arbeitsaufnahme im Ausland zu ermöglichen, war dies insbesondere angesichts einer restriktiven Anwerbepolitik seitens der Bundesrepublik gegenüber ungelerten Arbeitskräften aus außereuropäischen Staaten durchaus ein Erfolg. Die im September 1970 begonnene Anwerbung tunesischer Arbeitskräfte durch die Volkswagenwerk AG hatte daran einen nicht unbedeutenden Anteil. Bis Ende 1973 sollten dort – bei starker Fluktuation – 2.600 Tunesier eingestellt werden.²

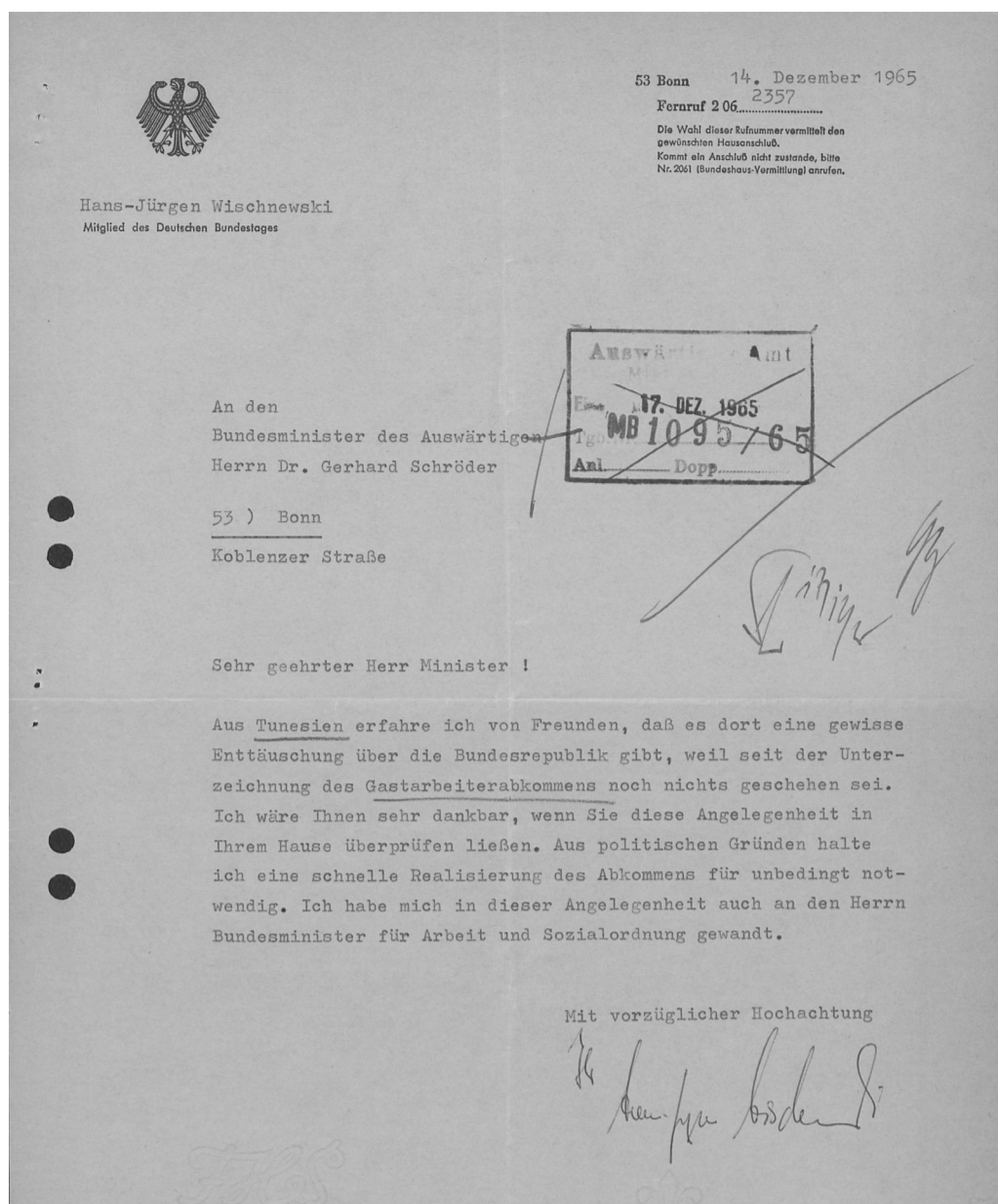
Die westdeutsche Wirtschaft hatte durch ihr schon bald nach dem verlorenen Krieg einsetzendes atemberaubendes Wachstum schnell wie ein Magnet gewirkt: Aus den entferntesten Gegenden des Erdballs kamen seit den frühen 1950er, gehäuft dann wieder seit Beginn der 1960er Jahre Anfragen, in denen ausländische Regierungen um Entsendung von in ihren Heimatländern beschäftigungslosen Arbeitskräften nach Westdeutschland baten.³ Hierzu zähl-

ten beispielsweise Pakistan, Iran, Syrien, Afghanistan, Libanon, Ägypten, Togo und andere zentralafrikanische Staaten, Japan, China, Jamaica, die Dominikanische Republik, auf inoffizieller Basis sogar die USA und Kanada.⁴ Die auch von Migrationsexperten geäußerte Vermutung, die Initiative für die Anwerbung von Arbeitskräften sei von der Bundesrepublik ausgegangen, ist demnach schlicht falsch.⁵ Die Bundesregierung hatte aus verschiedensten Gründen vor allem gegenüber außereuropäischen Staaten wiederholt darauf verwiesen, die Bundesrepublik komme wegen ihrer hohen Bevölkerungsdichte als Einwanderungsland nicht in Betracht. Ein eventueller Arbeitskräftemangel sollte insofern nur durch eine temporär begrenzte Aufnahme ausländischer Arbeitskräfte behoben werden,⁶ für die eine Anreise aus geografisch weiter entfernten Gebieten nicht lohne. Deshalb kam es auch zwischen der Bundesrepublik und der Türkei gerade nicht zu einem zwischenstaatlichen Anwerbeabkommen; die westdeutsche Seite bestand vielmehr auf einem Notenwechsel zur „Regelung der Vermittlung türkischer Arbeitnehmer“. Folglich sollten allein über Verbalnoten, ergo durch einen vertraulichen diplomatischen Briefwechsel, die „Rechtslage und die Zuständigkeiten klargelegt, aber

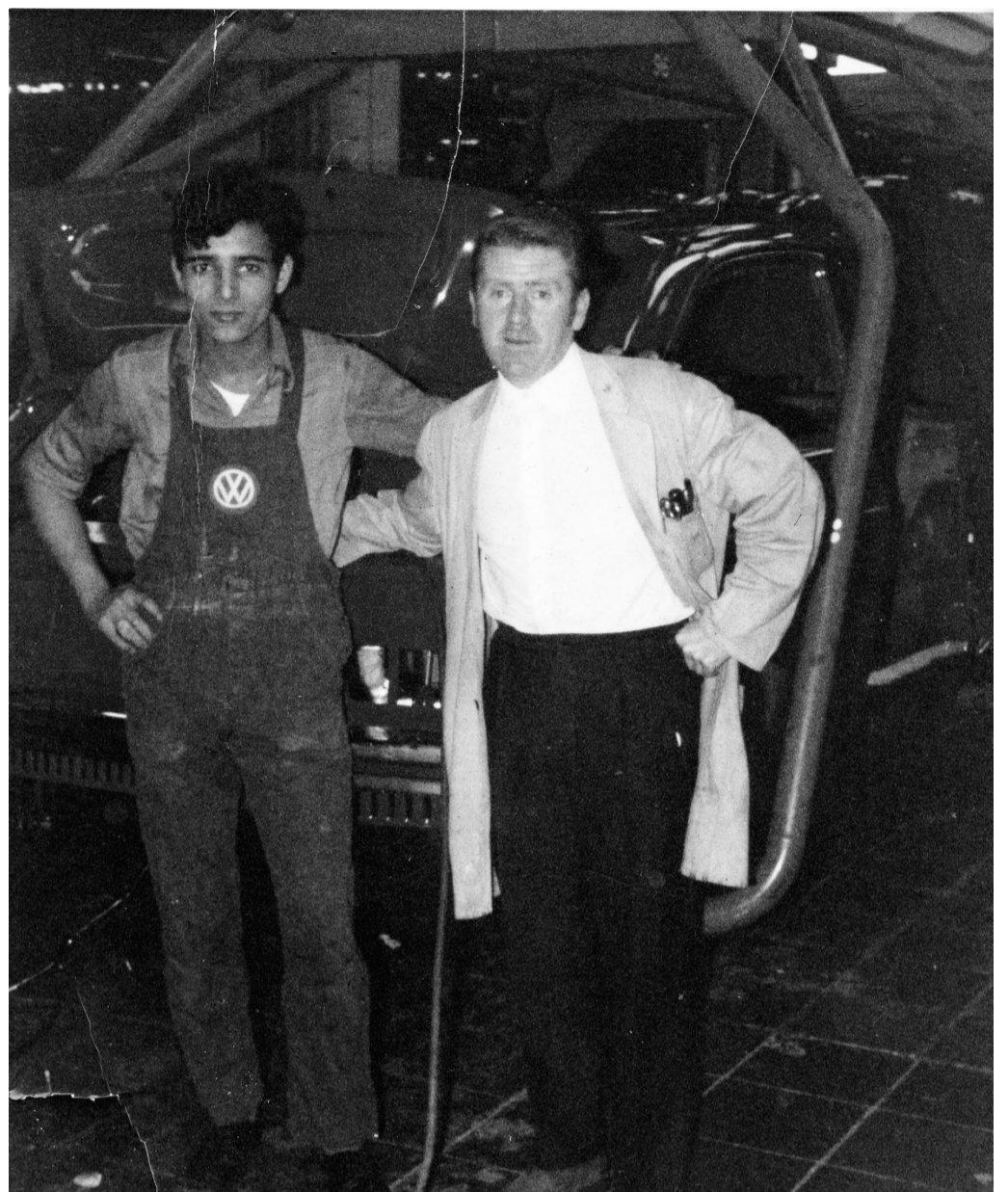
keine neuen Rechtsbeziehungen und ansprüche begründet werden“. Anton Sabel zufolge, dem damaligen Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, bestand „die Gefahr [...], daß beim Abschluß einer Regierungsvereinbarung auch andere Länder, wie Cyprien, Tunis und Marokko das gleiche Ansinnen an die Bundesrepublik Deutschland stellen würden“.⁷

Im Mai 1962 hatten sich deshalb Vertreter wichtiger Bundesministerien darauf geeinigt, grundsätzlich keine Ungelernten aus außereuropäischen Ländern zur Arbeitsaufnahme in die Bundesrepublik einreisen zu lassen. Allerdings hatte sich noch in der Ressortbesprechung das Auswärtige Amt „wegen der Verbundenheit unserer politischen Interessen mit denen anderer Staaten“ für Ausnahmen von dieser Regelung ausgesprochen.⁸ Damit sollte „Anwerbepolitik“ auch künftig Teil bundesdeutscher Außenpolitik bleiben – *Fortsetzung auf Seite 2*





Schreiben Hans-Jürgen Wischniewski, Mitglied des Bundestages, an den Bundesminister des Auswärtigen, Dr. Gerhard Schröder, vom 14. Dezember 1965; Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, B 85/882



Boujemaa Kabteni mit seinem ersten Vorarbeiter in der Halle 10, Wolfsburg 1972; Private Sammlung Kabteni

Fortsetzung von Seite 1 was den weitverbreiteten Mythos widerlegt, die Anwerbeabkommen seien aufgrund des Arbeitskräftemangels in der westdeutschen Industrie geschlossen worden. Die solchermaßen praktizierte Außenpolitik führte schon im Jahr darauf zu einer Vereinbarung mit dem Königreich Marokko „über die vorübergehende Beschäftigung marokkanischer Arbeitnehmer in der Bundesrepublik Deutschland“. Dabei ist das Attribut „Anwerbung“ insgesamt irreführend, da die Initiative zu sämtlichen Anwerbeabkommen oder Vermittlungsvereinbarungen ausschließlich vom Ausland ausging.¹⁰ Vergleichbar dem Vorgehen Marokkos¹¹ führte das Spielen der außenpolitischen Karte schließlich auch die tunesische Regierung zum Erfolg.

Bei einem Empfang in Tunis Ende des Jahres 1956 sprach der stellvertretende Ministerpräsident Tunesiens, Bahi Ladgham, den dortigen deutschen Botschafter auf eine mögliche Beschäftigung tunesischer Arbeitskräfte – sämtlich keine Fachkräfte – im deutschen Bergbau und in der Landwirtschaft an. Zur Erweiterung „ihres politischen Horizontes und [um den Arbeitern] eine wertvolle Vervollständigung ihrer fachlichen Kenntnisse“ zu ermöglichen, war Tunesien sogar bereit, Zuschüsse zu den Reisekosten zu leisten.¹² Damit zielte Tunesien auf den Abschluss eines echten „Gastarbeiterabkommens“.¹³ Unter „Gastarbeitern“ versteht das Völkerrecht bis heute *Stagiaires*, französisch für „Praktikanten“, und demnach Ausländer, die bereits über eine berufliche Qualifizierung verfügen und diese – wie auch ihre sprachlichen Kenntnisse – für begrenzte Zeit im Land des Vertragspartners erweitern wollen.¹⁴ Hiervon zu unterscheiden sind zwischenstaatliche Vereinbarungen über die Anwerbung und Vermittlung ausländischer Arbeitskräfte, die der westdeutschen Wirtschaft ein zusätzliches, auf reinem Lohnverhältnis beruhendes Arbeitskräftereservoir erschlossen. Im Auswärtigen Amt stand man jedenfalls der Beschäftigung

tunesischer Arbeitskräfte grundsätzlich positiv gegenüber, wohl auch, um die sich entwickelnden deutsch-tunesischen Wirtschaftsbeziehungen verbessern zu können.¹⁵ Da die Arbeitgeberverbände der Landwirtschaft und des Steinkohlenbergbaus aufgrund klimatischer sowie kultureller Differenzen und einer für gelegentliche Heimreisen zu großen geografischen Distanz Schwierigkeiten befürchteten,¹⁶ die Bergwerksgesellschaften zudem auch noch etwa 400 japanische Bergleute sowie ungelernete Italiener zum Anlernen erwarteten,¹⁷ verbot sich aber die Anwerbung.¹⁸ Knapp zwei Jahre nach der ersten, eher informellen tunesischen Anfrage teilte der tunesische Geschäftsträger Mahmoud Guellaty dem Auswärtigen Amt dann telefonisch mit, dass „viele Tunesier, die in Frankreich ansässig seien, die Tendenz hätten, in der Bundesrepublik Deutschland Arbeit aufzunehmen. Er fragte, ob nicht eine bestimmte Anzahl von Arbeitsgenehmigungen an solche tunesischen Staatsangehörigen in Aussicht gestellt werden könnte.“¹⁹ Die bevorstehende saisonale Arbeitslosigkeit, die sich im Steinkohlenbergbau bereits bemerkbar machende Strukturkrise, vor allem aber der ausländischer Charakter vereitelten auch dieses Ansinnen.²⁰

Weitere zwei Jahre später, Ende des Jahres 1960, wandte sich der tunesische Botschaftssekretär gleich an zwei verschiedene Referate im Auswärtigen Amt, wo er ohne größere Umschweife erklärte, Tunesien wünsche den Abschluss eines Arbeitsvermittlungsabkommens mit der Bundesrepublik „wie [mit] Italien und Spanien“.²¹ Nach wie vor sprachen aus westdeutscher Sicht auch völkerrechtliche Gründe gegen eine dem italienischen Anwerbeabkommen vergleichbare Vereinbarung mit einem Entwicklungsland. Zudem zeigte sich bereits am Beispiel Spaniens und Griechenlands, dass die Zahl der vermittelten Arbeitskräfte mit der Höhe der Reisekosten sank.²² Jedenfalls sah sich das Auswärtige Amt nunmehr gezwungen, der tunesischen Bot-

schaft die bundesdeutsche Rechtslage zu erläutern, derzufolge alle Ausländerinnen und Ausländer, die in Westdeutschland einer Beschäftigung nachgehen wollten, neben einem Einreisevisum eine Aufenthaltsgenehmigung und eine Arbeiterlaubnis benötigten:

„Die mit Italien, Spanien und Griechenland abgeschlossenen Vereinbarungen ändern diese Vorschriften nicht ab, sondern erleichtern lediglich die technische Durchführung der Vermittlung dadurch, daß in diesen Ländern eine ständige deutsche Kommission die berufliche und gesundheitliche Eignung der Bewerber für die zu besetzenden Arbeitsplätze vorprüft. Die Aufstellung solcher Kommissionen ist in finanzieller und personeller Hinsicht nur dann zu rechtfertigen, wenn eine Vermittlung von vielen tausenden von Arbeitnehmern aus dem betreffenden Land in die Bundesrepublik in Frage kommt.“²³

Mit dem Hinweis, dass diese Voraussetzungen in Tunesien nicht gegeben seien, drückte das Auswärtige Amt seine ablehnende Haltung sehr deutlich aus, nicht ohne auf die in Frankfurt am Main ansässige „Zentralstelle für Arbeitsvermittlung“ zu verweisen, an die sich jeder Arbeitsuchende aus dem Ausland wenden konnte und auf Vermittlung hoffen durfte, sofern das entsprechende Angebot eines deutschen Arbeitgebers vorlag. Ganz offensichtlich begriff die tunesische Seite nun die Aussichtslosigkeit ihrer Lage, denn die Überlieferung des Schriftverkehrs im Archiv des Auswärtigen Amtes bricht nun erst einmal ab. Sie setzt erst wieder am 20. August 1965 mit dem Entwurf einer „Verbalnote zur Beschäftigung tunesischer Arbeitnehmer in der Bundesrepublik Deutschland“ ein,²⁴ gefolgt von geschickten Versuchen der tunesischen Botschaft, umgehend Fakten zu schaffen. Demnach erwartete der tunesische Staatspräsident persönlich die Vermittlung von bis zu 3.000 tunesischen Arbeitnehmern in die Bundesrepublik zu beschleunigen und damit noch vor dem Winter zu ermöglichen.²⁵

Noch neun Monate zuvor hatte sich der beim Bundesarbeitsministerium eingerichtete interministerielle „Arbeitskreis für die Beschäftigung ausländischer Arbeitnehmer“ gegen die Aufnahme tunesischer Bauhilfs- und Straßenarbeiter ausgesprochen und auch auf erneuten Antrag des Auswärtigen Amtes am 12. Mai 1965 – ein Datum, auf das noch zurückzukommen ist – an seinen grundlegenden Beschluss erinnert, aus Ländern außerhalb Europas nur der Anwerbung von Facharbeitern zuzustimmen. Wegen der „Dringlichkeit der Angelegenheit“ hatte sich Karl Carstens in seiner Funktion als Staatssekretär im Auswärtigen Amt anschließend an seinen Kollegen im Arbeitsministerium gewandt: „Die politischen Gründe sind im vorliegenden Fall [...] von solchem Gewicht, daß es nach Auffassung meines Hauses nicht möglich ist, es bei dem Beschluß des interministeriellen Ausschusses zu belassen.“²⁶ Mit seiner Argumentation war er erfolgreich, denn am Ende des Schreibens notierte man im empfangenden Haus handschriftlich: „Dem Herrn Minister vorzulegen. Aus politischen Gründen sollte man die sachlichen Bedenken des Arbeitskreises zurückstellen.“²⁷ Was aber hatte in der Zwischenzeit zu einer solchen Kehrtwende geführt, dass Tunesien nun doch auf eine Vermittlung seiner Arbeitskräfte in westdeutsche Unternehmen hoffen durfte?

Im Jahr 1965 befand sich die Bundesrepublik in ihrer bis dato schwersten außenpolitischen Krise. Das Bemühen, ihren die DDR diskriminierenden Alleinvertretungsanspruch auch gegenüber den arabischen Staaten des Nahen Ostens durchzusetzen, kollidierte nämlich mit deren Nichtanerkennungspolitik gegenüber Israel. Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Bonn und Tel Aviv am 12. Mai 1965 musste sich insofern zwangsläufig zu einem Debakel auf anderem Terrain entwickeln. Im Verlauf dieser Nahost-Krise brachen tatsächlich einige arabischen Staaten die diplomatischen Beziehungen zur Bun-

desrepublik ab, mit Ausnahme Marokkos, Libyens und eben auch Tunesiens.²⁸ Dafür erwartete Tunesien „ein Zeichen des Dankes“.²⁹ Vertraulich vermerkte das Auswärtige Amt später entsprechend, der Grund für das Abweichen von den Richtlinien zur Beschäftigung außereuropäischer Arbeitskräfte habe in dem Wunsch gelegen, „die aussergewöhnliche Haltung, die Präsident Bourguiba während der Nahost-Krise bewiesen hat, dadurch zu honorieren, dass man einen Lieblingsgedanken von ihm verwirklicht[e]“.³⁰

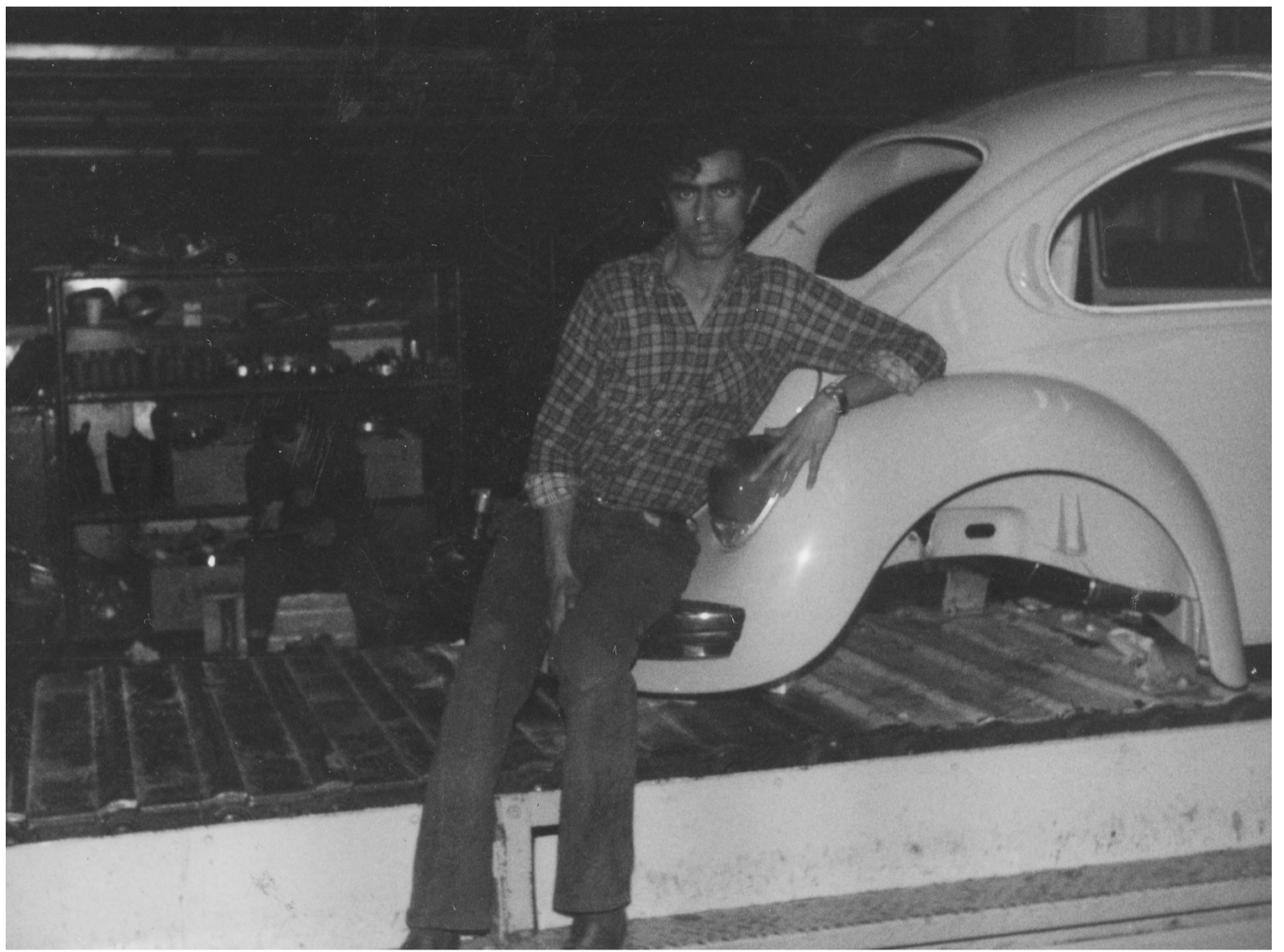
Die Verbalnote selbst, die durch Bestätigung der Tunesischen Botschaft den Charakter einer Regierungsvereinbarung erhielt,³¹ hält allerdings einem Vergleich mit dem deutsch-italienischen Anwerbeabkommen nicht stand. Mit ihr erklärte sich die Bundesrepublik zwar bereit, bis zu 3.000 tunesischen Staatsangehörigen die Beschäftigung bevorzugt in Unternehmen zu gestatten, „die sich an der Errichtung oder dem Ausbau von industrie- oder sonstigen wirtschaftsfördernden Anlagen in Tunesien beteiligen“, damit diese mit Arbeiten vertraut wurden, „die sie nach ihrer Rückkehr im Heimatland zu verrichten haben“,³² überließ die technisch-organisatorische Abwicklung in Abstimmung mit den tunesischen Behörden sowie die damit verbundenen Kosten aber dem deutschen Arbeitgeber. Nur soweit es notwendig erscheinen sollte, war die Entsendung einer Auswahlgruppe nach Tunesien durch die Nürnberger Bundesanstalt zu dem Zweck vorgesehen, „bei der Auswahl der tunesischen Arbeitnehmer mitzuwirken“.³³

Keine drei Wochen später verwies der tunesische Botschafter darauf, dass „seine Regierung auf eine beschleunigte Durchführung der Vereinbarung besonderen Wert“ lege.³⁴ Auch in der Folge wurden die tunesischen Repräsentanten nicht müde, auf die schnelle Umsetzung der Vereinbarung zu pochen, doch die deutschen Arbeitgeber blieben zurückhaltend. Diese waren darauf bedacht, die Zahl der Nationalitäten der in ihren Betrieben tätigen Ausländerinnen und Ausländer nicht unnötig zu erhöhen, zumal die Anwerbung tunesischer Arbeitskräfte kostenträchtiger war als jene aus europäischen Anwerbeländern, vor allem aber war der Zeitpunkt des Inkrafttretens der Vereinbarung ungünstig:

„Der Monat Oktober ist dafür bekannt, daß die Nachfrage nach Arbeitskräften [...] saisonbedingt merklich nachläßt. [...] Unabhängig davon sind [...] die Anforderungen ausländischer Arbeitskräfte, auch soweit es sich um Angehörige der europäischen Anwerbeländer handelt, im Vergleich zum Vorjahr um 60 % abgesunken.“³⁵

Um die Vereinbarung trotz aller Widerigkeiten schnell umzusetzen, schaltete sich unter anderem Hans-Jürgen Wischniewski in einem Schreiben an Außenminister Gerhard Schröder ein,³⁶ so dass die Frage der Umsetzung der Vereinbarung auf der Agenda blieb.

Während mehrere Hundert bereits früh von der tunesischen Regierung ausgewählte Arbeiter in Tunis auf die ersehnte Abreise warteten, reagierten die regelmäßig im Auswärtigen Amt vorsprechenden tunesischen Botschaftsangehörigen, darunter Attaché Zebidi, mit immer größerem Unverständnis,³⁷ um schließlich selbst Listen mit Firmen vorzulegen, die angeblich bereit waren, tunesische Arbeitskräfte anzuwerben.³⁸ Doch auch die erst im Januar 1966 im Dienstblatt³⁹ der Bundesanstalt zur Information ihrer nachgeordneter Dienststellen veröffentlichte deutsch-tunesische Vereinbarung



Ein Schnappschuss im Volkswagenwerk. Mansour ben M'Barek Mansouri, 1971; Private Sammlung Mansouri

änderte die Zurückhaltung der Arbeitgeber nicht. Deren mangelndes Interesse war laut Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände darauf zurückzuführen, dass sie „a) keine Erfahrungen mit Tunesien hätten b) das im Abkommen vorgesehene Verfahren derart kompliziert sei, dass sie davor zurückschreckten“.⁴⁰ Dieses letztgenannte Hindernis sollte bald auch in der tunesischen Botschaft erkannt werden,⁴¹ weshalb fortan auf die Entsendung einer Auswahlkommission gedrängt wurde.⁴² Das Arbeitsministerium hatte jedoch schon zuvor wissen lassen, dass die „Entsendung eines Beamten der Bundesanstalt nach Tunis [...] erst dann möglich [sei], wenn eine Reihe von Firmen an der Beschäftigung tunesischer Arbeiter interessiert wären“.⁴³ Andererseits sah sich die tunesische Regierung zunehmend „einem heiklen innenpolitischen Problem“ gegenüber: Diese hatte bereits „mehr als tausend Arbeiter [...] ausgesucht, mit warmer Kleidung ausgerüstet und in der deutschen Sprache unterwiesen. Diese zur Abfahrt bereit stehenden Arbeiter würden nunmehr ungeduldig“, wie Botschafter Ben Ayed Ende März 1966 mitteilte, „und man müsse mit Demonstrationen und Ausschreitungen rechnen.“⁴⁴ Schon zuvor hatte das Arbeitsministerium sogar den Generalkonsul für Tunesien sowie Hans-Jürgen Wischniewski gebeten, „ihren Einfluß geltend zu machen, daß deutsche Betriebe, die an Entwicklungsvorhaben in Tunesien beteiligt sind, die Möglichkeit zur Anwerbung tunesischer Arbeitnehmer nutzen“.⁴⁵ Die einzige Lösung für das Problem sah der tunesische Botschafter schließlich in der „baldigsten“ Entsendung der Auswahlkommission nach Tunis. Sobald den deutschen Arbeitgebern dann noch bekannt würde, dass in Tunis Arbeitskräfte zur Ausreise bereit stünden, kämen „die Dinge in Fluß“.⁴⁶

In Fluss gerieten die Dinge jedoch erst, als Staatspräsident Habib Bourguiba Mitte des Jahres 1966 zu einem Staatsbesuch in Bonn erwartet wurde. Nun stellte der tunesische Botschafter in Aussicht, dass sich Tunesien an den Kosten der Auswahlkommission beteiligen und

einen Teil der Reisekosten für die tunesischen Arbeitskräfte übernehmen würde. Der von den Arbeitgebern zu tragende Anteil an diesen unterschied sich dadurch nicht mehr von den Reisekosten für einen spanischen oder portugiesischen Arbeiter.⁴⁷ Vor allem in der bundesdeutschen Ministerialbürokratie aber kam nun tatsächlich einiges in Fluss. In einem Vermerk an den Staatssekretär im Auswärtigen Amt wurde die Zurückhaltung der deutschen Arbeitgeber bei der Anwerbung tunesischer Arbeitskräfte jetzt auch auf den unbefriedigenden Umgang mit der Angelegenheit innerhalb der Bundesanstalt zurückgeführt.⁴⁸ Dazu muss man wissen, dass Auswärtiges Amt und Arbeitsministerium einschließlich der diesem unterstellten Bundesanstalt in Nürnberg in der Frage von Anwerbeabkommen häufig konträre Interessen vertraten.⁴⁹ Der Präsident der Bundesanstalt hatte sich in der *Süddeutschen Zeitung* mit den Worten zitieren lassen, er sei „von der Absicht der Bundesregierung, weitere Gastarbeiter in Marokko und Tunesien zu gewinnen, nicht sehr begeistert“.⁵⁰ Dieser in Form eines Vermerks verpackte ‚Paukenschlag‘ hatte zur Folge, dass die deutsch-tunesische Vereinbarung umgehend auch im vom Bundesminister für Arbeit herausgegebenen Bundesarbeitsblatt abgedruckt wurde.⁵¹ Da deutsche Arbeitgeber Ende April 1966 aber nach wie vor nur 300 Arbeitsplätze für tunesische Arbeiter anzubieten bereit waren, sprach sich der tunesische Botschafter anhaltend „eindringlich“ für die Entsendung der Auswahlkommission nach Tunesien aus.⁵² In einem Fernschreiben teilte das Auswärtige Amt seiner Botschaft in Tunis dann tatsächlich mit, dass am 11. Mai 1966 ein Beamter der Bundesanstalt zusammen mit einem Arzt nach Tunesien reise, um die Arbeit der Auswahlkommission vorzubereiten. Weitere Mitarbeiter der Bundesanstalt sollten ein paar Tage später folgen.⁵³

Trotz nunmehr vereinter politischer Kräfte im Vorfeld des Staatsbesuchs liefen die Anwerbebemühungen weiter wenig erfolgreich. Obwohl bereits zur Zeit des Notenaustauschs rund 500 Tu-

nesier mit Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis in der Bundesrepublik beschäftigt waren,⁵⁴ subsumierte die Nürnberger Bundesanstalt die in der Bundesrepublik beschäftigten Tunesier wegen ihrer geringen Zahl bis 1969 in der Gruppe der „außereuropäischen Staatsangehörigen“.⁵⁵ Im Jahr 1970, dem Jahr des Anwerbens erster Tunesier durch die *Volkswagenwerk AG*, wurde die Auswahlgruppe der Bundesanstalt erstmals ganzjährig in Tunesien tätig.⁵⁶ Erst jetzt begannen die Zahlen mit einer Zunahme von 32,9 Prozent (1971), 22,1 Prozent (1972) und 10,2 Prozent (1973) kräftig zu steigen, wodurch Tunesier nunmehr durchgehend 0,5 Prozent der in der Bundesrepublik beschäftigten ausländischen Arbeitskräfte ausmachten (gegenüber 0,3 Prozent im Jahr 1970).⁵⁷ Für darüber hinausgehende Anwerbungen wirkte es sich hinderlich aus, dass westdeutsche Arbeitgeber vorwiegend „industrienerfahrene Metallarbeiter“ suchten, die allerdings im industriearmen Tunesien nicht zu finden waren.⁵⁸ Die ursprünglichen Bedenken sollten sich damit bewahrheiten. Am Ende aber machte der Anwerbestopp vom 23. November 1973 sämtliche Hoffnungen auf eine weitere Zunahme der in der Bundesrepublik beschäftigten Tunesier zunichte.

Dr. Heike Knortz ist außerplanmäßige Professorin für Wirtschaftsgeschichte an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. Sie forscht und publiziert besonders zur Arbeitsmigration in die Bundesrepublik Deutschland und der damit verbundenen europäischen wirtschaftlichen Integration, zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Weimarer Republik, zur Geschichte der industriellen Rationalisierung, unter anderem auch in der DDR, sowie über die wirtschaftliche Entwicklung im Merkantilismus. Federführend ist sie gegenwärtig mit dem Aufbau der neuen Reihe „Migration in Wirtschaft, Geschichte & Gesellschaft“ im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht beschäftigt.

1 Bundesanstalt für Arbeit (Hg.), *Ausländische Arbeitnehmer. Beschäftigung, Anwerbung, Vermittlung – Erfahrungsbericht 1971*. Nürnberg

1972, S. 39.

2 Anne von Oswald, „Venite a lavorare con la Volkswagen! ‚Gastarbeiter‘ in Wolfsburg 1962–1974“, in: Rosmarie Beier (Hg.), *Aufbau West – Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit*. Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin in Zusammenarbeit mit dem Institut für Museen und Stadtgeschichte Wolfsburg und dem Städtischen Museum Eisenhüttenstadt. Ostfildern-Ruit 1997, S. 199–209.

3 Siehe dazu BA Koblenz (Bundesarchiv Koblenz), gesamte Akte B 149/1514. Hierzu auch Heike Knortz, *Diplomatische Tauschgeschäfte. ‚Gastarbeiter‘ in der westdeutschen Diplomatie und Beschäftigungspolitik 1953–1973*. Köln/Weimar/Wien 2008, S. 22f. und S. 113.

4 Vgl. beispielsweise PA AA (Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes), B 85 (2. Abgabe)/878. Schnellbrief des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung, Geschäftszeichen IIa 6 – 2430.7 – 235/60 an das Auswärtige Amt vom 3. November 1960, betr. Beschäftigung marokkanischer Arbeitnehmer in der Bundesrepublik.

5 Siehe dazu auch Hedwig Richter, „Die Komplexität von Integration. Arbeitsmigration in die Bundesrepublik Deutschland von den fünfziger bis in die siebziger Jahre“, in: *Zeitgeschichte-online*, November 2015, online abrufbar unter <https://zeitgeschichte-online.de/themen/die-komplexitaet-von-integration>.

6 BA Koblenz, B 149/6225, Schreiben des Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung an die Landesarbeitsämter vom 5. Juli 1962.

7 BA Koblenz, B 149/22372, Der Präsident der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung an den Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung vom 26. September 1960, betr. Anwerbung und Vermittlung türkischer Arbeitnehmer nach der Bundesrepublik Deutschland.

8 BA Koblenz, B 149/6225, Kurzprotokoll über die Ressortbesprechung am 22. Mai 1962 im Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung.

9 Ein maschinenschriftliches Exemplar der Vereinbarung findet sich in BA Koblenz, B 149/22433.

10 Hierzu insgesamt Knortz, *Diplomatische Tauschgeschäfte* (wie Anm. 3).

11 Siehe hierzu die gesamte Akte PA AA, B 85 (2. Abgabe)/878.

12 PA AA, B 85/882, Botschaft der Bundesrepublik Deutschland Tunis an das Auswärtige Amt, 28. November 1956. Wenn nicht anders vermerkt, betreffen alle folgenden Schriftstücke im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes die „Verwendung tunesischer Arbeitskräfte im Bundesgebiet“.

13 Siehe dazu auch: Auswärtiges Amt, Ministerialdirektor Dr. R. Thierfelder, an den Staatssekretär im Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, 14. Februar 1966.

14 Rudolf Schiedermaier, *Handbuch des Ausländerrechts der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt am Main/Berlin 2005, S. 13–16.

15 PA AA, B 85/882, 412F-84.00/90.38-207/57 an Referat 505, 16. Januar 1957.

16 PA AA, B 85/882, Diverse Stellungnahmen, u.a. der Bundesministerien für Arbeit vom 22. März 1957, für Wirtschaft vom 11. Mai 1957, sowie für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten vom 14. Mai 1957.

17 PA AA, B 85/882, Bundesminister für Wirtschaft an Auswärtiges Amt, 11. Mai 1957.

18 PA AA, B 85/882, 505-80.55-02435/57 an die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Tunis, 21. August 1957.

19 PA AA, B 85/882, 505-30-80.54/58 an den Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung sowie den Bundesminister für Wirtschaft, 31. Oktober 1958. Siehe auch den Vermerk Referat 502, LR Dr. Gaerte vom 22. Oktober 1958.

20 PA AA, B 85/882, Auswärtiges Amt 505-80-54: Verbalnote an die Tunesische Botschaft vom 18. November 1958.

21 PA AA, B 85/882, 505-83 SZV/3-90.38 an das Referat 205, 5. November 1960.

22 Ebd.

23 PA AA, B 85/882, Verbalnote des Auswärtigen Amtes an die Tunesische Botschaft vom 29. Dezember 1960.

24 PA AA, B 85/882, Der Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung an das Auswärtige Amt und andere Ministerien, 20. August 1965.

25 PA AA, B 85/882, V 6 -80.55/90.38 an die Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung, des Innern, für Wirtschaft sowie für wirtschaftliche Zusammenarbeit, 20. September 1965.

26 BA Koblenz, B 149/22442, Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes an den Staatssekretär des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung, 28. Mai 1965.

27 BA Koblenz, B 149/22442, Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes an den Staatssekretär des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung, 28. Mai 1965.

28 Katja Engler, *Die Deutsche Frage im Nahen Osten*. Politische Beziehungen der Bun-

desrepublik Deutschland zum Irak und zu Jordanien 1951–1965. Berlin 2007, S. 134–146.

29 BA Koblenz, B 149/22442, Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes an den Staatssekretär des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung, betr. Beschäftigung von tunesischen Arbeitnehmern in Deutschland, 28. Mai 1965.

30 PA AA, B 85/882, Vertrauliche Anlage zu dem Schreiben Ministerialdirektor Thierfelders an Staatssekretär a.D. Bergemann, 27. April 1966.

31 PA AA, B 85/882, „Verbalnote“ vom 7. Oktober 1965, in: *Dienstblatt* 4/1966, S. 41–43, hier S. 43.

32 Ebd., S. 41.

33 Ebd., S. 42.

34 PA AA, B 85/882, V 6-00.55/9c.38, LR Dr. Meincke, an die Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung, des Innern, für Wirtschaft und für wirtschaftliche Zusammenarbeit, 3. November 1965.

35 PA AA, B 85/882, Der Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung an Ministerialdirektor Dr. R. Thierfelder im Auswärtigen Amt, 2. März 1966.

36 PA AA, B 85/882, Hans-Jürgen Wischnewski, Mitglied des Bundestages, an den Bundesminister des Auswärtigen, Dr. Gerhard Schröder, vom 14. Dezember 1965.

37 PA AA, B 85/882, L 6-83.SZV/3-90.38, LR I. Dr. Meincke. Vermerk, 2. Februar 1966.

38 PA AA, B 85/882, Übersetzung der Verbalnote Nr. 763/Cons. an das Auswärtige Amt vom 24. März 1966.

39 PA AA, B 85/882, *Dienstblatt* der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, 15. Jg. Nr. 4, vom 21. Januar 1966.

40 PA AA, B 85/882, L 6-83.SZV/3-90.38, LR I. Dr. Meincke. Vermerk, 2. Februar 1966.

41 PA AA, B 85/882, Übersetzung der Verbalnote Nr. 477 Cons/der tunesischen Botschaft an das Auswärtige Amt vom 1. März 1966.

42 PA AA, B 85/882, Übersetzung der Verbalnote Nr. 763/Cons. an das Auswärtige Amt vom 24. März 1966.

43 PA AA, B 85/882, V 6 – 80.55/90.38, Vermerk vom 1. Dezember 1965.

44 PA AA, B 85/882, Dg I B, I B4-82.71/90.38/-, Aufzeichnung, betr. Tunesische Verärgerung über die Nichtdurchführung des Gastarbeiterabkommens, 31. März 1966.

45 PA AA, B 85/882, Der Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung an Ministerialdirektor Dr. R. Thierfelder im Auswärtigen Amt, 2. März 1966.

46 PA AA, B 85/882, Dg I B, I B4-82.71/90.38/-, Aufzeichnung, betr. Tunesische Verärgerung über die Nichtdurchführung des Gastarbeiterabkommens, 31. März 1966.

47 PA AA, B 85/882, Schnellbrief des Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung an alle Dienststellen der Bundesanstalt, 6. April 1966.

48 PA AA, B 85/882, Aufzeichnung D V über D I an den Staatssekretär, betr. tunesische Verärgerung über die Nichtdurchführung des Gastarbeiterabkommens, 14. April 1966.

49 Siehe das gesamte Kapitel 3 und 4 in Knortz, *Diplomatische Tauschgeschäfte* (wie Anm. 3).

50 PA AA, B 85/882, Botschaft der Bundesrepublik Tunis an Auswärtiges Amt, 8. März 1966.

51 Der Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung (Hg.), *Bundesarbeitsblatt*, Jg. 17. Nr. 8, vom 25. April 1966, S. 221.

52 PA AA, B 85/882, Auswärtiges Amt, Ministerialdirektor Thierfelder, V 6 -83.SZV/3-9038, an den Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, 27. April 1966.

53 PA AA, B 85/882, Fernschreiben Dr. Meincke an Diplogerme Tunis, Aktenzeichen V 6 – 83.SZV/3 – 90.38, 4. Mai 1966.

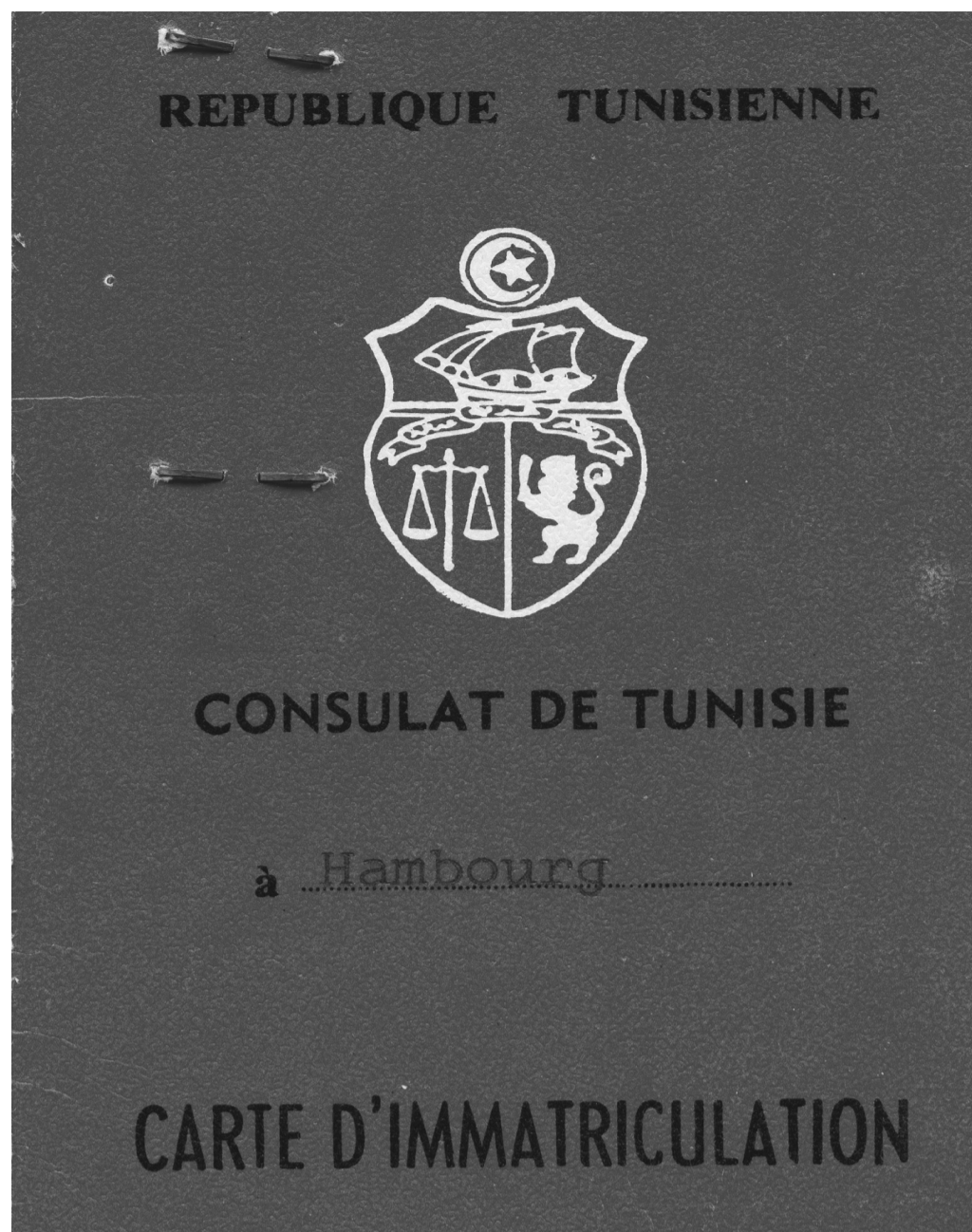
54 PA AA, B 85/882, Der Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung an den Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland, 24. März 1966.

55 Bundesanstalt für Arbeit (Hg.), *Ausländische Arbeitnehmer. Beschäftigung, Anwerbung, Vermittlung – Erfahrungsbericht 1969 – Ergebnisse der Repräsentativ-Untersuchung vom Herbst 1968*. Nürnberg 1970, S. 14.

56 Bundesanstalt für Arbeit (Hg.), *Ausländische Arbeitnehmer. Beschäftigung, Anwerbung, Vermittlung – Erfahrungsbericht 1970*. Nürnberg 1971, S. 29.

57 Bundesanstalt für Arbeit (Hg.), *Ausländische Arbeitnehmer. Beschäftigung, Anwerbung, Vermittlung – Erfahrungsbericht 1972/73*. Nürnberg 1974, S. 11; sowie eigene Berechnung nach: Bundesanstalt für Arbeit (Hg.), *Ausländische Arbeitnehmer. Beschäftigung, Anwerbung, Vermittlung – Erfahrungsbericht 1971*. Nürnberg 1972, S. 7.

58 Bundesanstalt für Arbeit (Hg.), *Ausländische Arbeitnehmer. Beschäftigung, Anwerbung, Vermittlung – Erfahrungsbericht 1970*. Nürnberg 1971, S. 29.



Noureddine Trabelsis Meldebescheinigung des Tunesischen Konsulats; Private Sammlung Trabelsi

Der Beginn der tunesischen Arbeitsmigration nach Wolfsburg

GERD HENKER IM GESPRÄCH MIT LINDA MORESCHI

Gerd Henker begann 1969 nach dem Abschluss seines Betriebswirtschaftsstudiums bei der *Volkswagenwerk AG* als Volontär und fand dann 1970 eine feste Anstellung im Personalwesen. In jene Zeit fällt auch der Beginn der Anwerbung tunesischer Arbeitskräfte für das Werk in Wolfsburg, an deren Auswahl Henker maßgeblich beteiligt war. Im Zuge der Ausstellungsvorbereitungen zu *Hier geblieben. Zuwanderung und Integration in Niedersachsen 1945 bis heute*, die zwischen dem 24. August und dem 1. Oktober 2003 in Wolfsburg und anschließend in anderen Städten des Bundeslandes gezeigt wurde, führte Linda Moreschi ein Interview mit dem damaligen Personaler über die Anfänge der Arbeitsmigration der Tunesier nach Wolfsburg, das wir hier in sprachlich leicht überarbeiteter und gekürzter Form abdrucken.¹

Linda Moreschi: Im August 1970 erfolgte der Beginn der Anwerbung der tunesischen Arbeitskräfte durch die *Volkswagenwerk AG*. Gab es denn zunächst auch Überlegungen, Arbeitskräfte aus anderen Ländern anzuwerben?

Gerd Henker: Ja, selbstverständlich. Die *Bundesanstalt für Arbeit* hatte in vielen europäischen Ländern Außenstellen, in denen „Gastarbeiter“ angeworben werden konnten. Das war damals ein ganz formalistisch durchorganisierter Prozess, der übrigens auch Geld kostete. Man konnte sagen „Wir benötigen so und so viele Arbeitskräfte, schickt die mal“, das war aber mit Gebühren verbunden und mit einem offiziellen Auftrag, der über die deutschen Behörden dorthin gelangte.

Nach meiner Erinnerung waren damals neben den Tunesiern auch die Jugoslawen in die engere Wahl gekommen. Wel-

che Überlegungen zuvor noch angestellt wurden, kann ich heute nicht mehr sagen, aber ich weiß, dass damals Herr Kugland und Herr Weiß, die beiden Bereichsleiter des Personalwesens, sowohl in Belgrad als auch in Tunis vor Ort waren und dann die Entscheidung für die Tunesier fiel.

Linda Moreschi: Warum waren damals auch die Jugoslawen in Betracht gezogen worden?

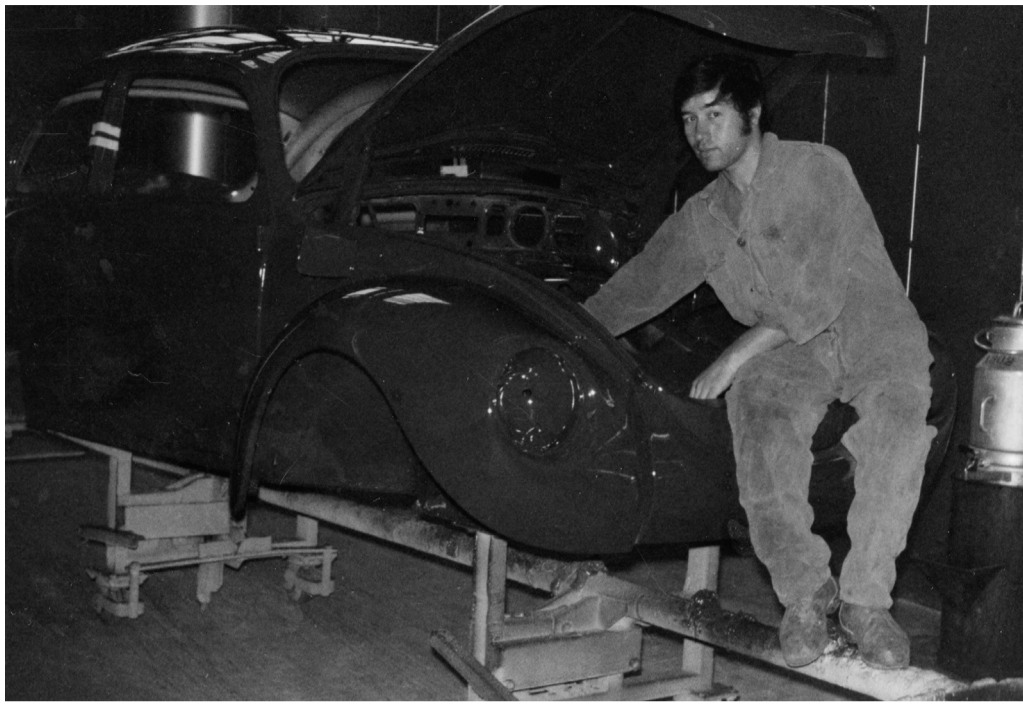
Gerd Henker: Das kann ich nicht mehr so genau sagen, aber es gab in Wolfsburg die Überlegung, dass sie in irgendeiner Weise zu den Italienern passen müssen; Südeuropäer war eh klar, aber die genauen Gründe kann ich wirklich nicht mehr nennen. Das Werk warb ja seit 1962 in Italien an.

Linda Moreschi: Wie sollte die Einstellung der Tunesier konkret ablaufen? Gab es Parallelen zur Anwerbung der Italiener?

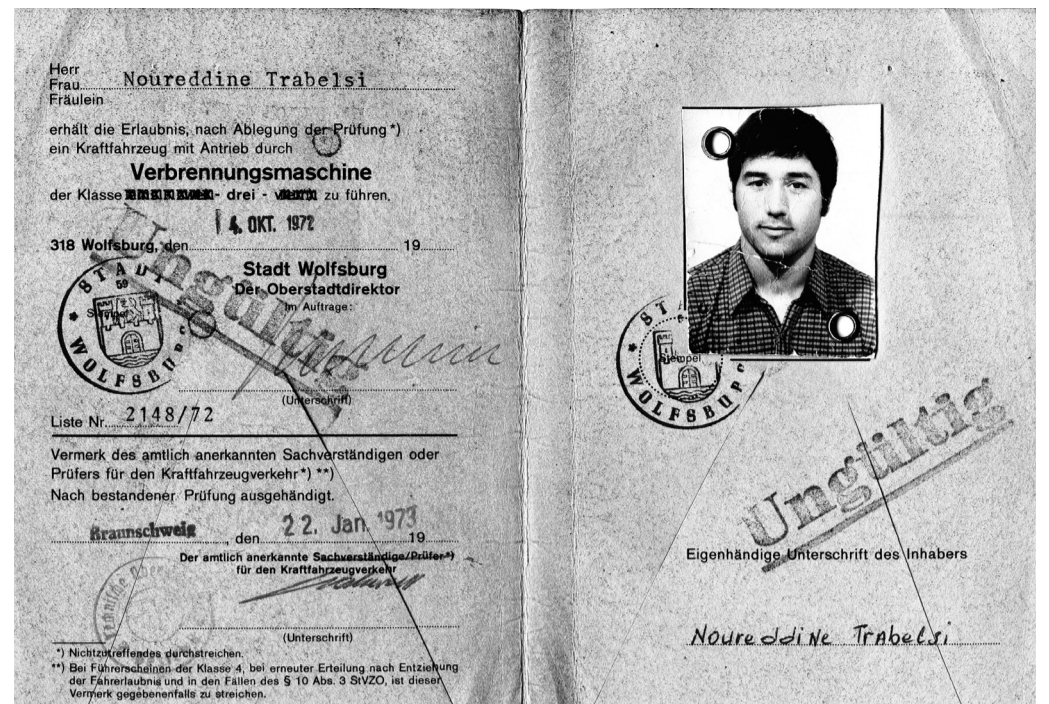
Gerd Henker: Das Verfahren war insofern vorgegeben, als es genaue Vorschriften, genaue Abläufe seitens der *Bundesanstalt für Arbeit* gab. Die kannten wir, darüber wussten wir Bescheid. Deswegen haben wir eine Anforderung formuliert, in der unsere Kriterien klar genannt waren. Das war beispielsweise das Alter, lediglich sollten und mussten sie auch sein, und sie mussten fließend französisch sprechen können, da die ganzen betrieblichen Verlautbarungen nicht in Arabisch, sondern in Französisch erfolgen sollten. Das heißt, wir wollten mit einer europäischen Sprache umgehen.

Linda Moreschi: Ich möchte doch noch einmal darauf zurückzukommen, warum sich die *Volkswagenwerk AG* explizit für die Tunesier entschied. Haben Sie da noch genauere Angaben?

Gerd Henker: Nach meiner Erinnerung wurde auch seitens der Politik aus Bonn



Nouredine Trabelsi bei der Arbeit am VW-Fließband, 1970er Jahre; Private Sammlung Trabelsi



Der 1972 erworbene Führerschein Nouredine Trabelsis, der Unabhängigkeit versprach; Private Sammlung Trabelsi

der Wunsch geäußert, dass wir uns für die Tunesier entscheiden. Es gab damals ein Entwicklungshilfeprogramm für das tunesische Schulwesen; zudem war wohl der Politik bekannt, dass eine Vielzahl gut ausgebildeter junger Menschen in Tunesien ohne Arbeit war.

Linda Moreschi: Warum entschied sich die Volkswagenwerk AG dann für eine direkte Anwerbung? Sie wurden persönlich nach Tunesien geschickt, um dort die Anwerbung durchzuführen.

Gerd Henker: Es war damals unser Anspruch wie zuvor in Italien auch in Tunesien vor Ort die Auswahl der Personen selbst vorzunehmen, also zu entscheiden, wer angeworben wird und wer nicht, die Entscheidung eben nicht der Administration zu überlassen.

Linda Moreschi: Eine solche Anwerbung war mit Kosten verbunden. Können Sie dazu Näheres sagen?

Gerd Henker: Für die Anwerbung wurde eine Vermittlungsgebühr fällig, ich meine in der Größenordnung von etwa 100,- oder 200,- DM, ich möchte die Aussage aber bitte mit einem Fragezeichen versehen wissen.

Linda Moreschi: Wo und wie lief die Anwerbung genau ab?

Gerd Henker: Wir gaben von Wolfburg aus einen Auftrag über eine bestimmte Anzahl von Mitarbeitern ab, die wir haben wollten, und dann bin ich gemeinsam mit unserem Dolmetscher, Herrn El Kebir, mit einem Abstand von einer Woche oder 14 Tagen nach Tunis gefahren. El Kebir war immer dabei, weil meine Französischkenntnisse zum einen nicht so tiefgehend waren, dass ich mir bis in jede Vertiefung sicher war, auch wirklich alles zu verstehen, und weil wir zum anderen sichergehen wollten, dass wir auch dann alles verstanden, wenn sich unsere Partner plötzlich auf Arabisch unterhielten. Da war es schon gut, jemanden dabei zu haben, der verstehen konnte, was da gesagt wurde. In der Zwischenzeit hatte die deutsche Arbeitsverwaltung über die tunesische Arbeitsverwaltung in den Gouvernements Tunesiens entsprechende junge Leute angefordert, so dass wir, wenn wir beispielsweise 50 Arbeitskräfte anwerben wollten – die erste Anwerbequote war 50 –, uns etwa 250 junge Leute vorgestellt wurden, die alle gleich gut geeignet waren.

Linda Moreschi: Waren noch andere Personen involviert oder anwesend?

Gerd Henker: Ja, ich erinnere mich an eine Dame der Bundesanstalt für Arbeit, Frau Buschhüter, die die Administration, das Schriftliche bewaltigte. Im Hintergrund gab es noch weitere Mitarbeiter, wohl drei oder vier, die ebenfalls Mitarbeiter der Bundesanstalt für Arbeit waren und in Tunis einen Auslandseinsatz hatten.

Linda Moreschi: Wie müssen wir uns den

Anwerbeprozess vor Ort konkret vorstellen und welche Aufgabe kam Ihnen dabei zu?

Gerd Henker: In der dortigen Dienststelle der tunesischen Arbeitsverwaltung haben wir uns dann, wenn wir einen entsprechenden Auftrag gegeben hatten, jeden der Kandidaten persönlich angesehen. Alle, die vor mir standen, hatten zu diesem Zeitpunkt bereits die Gesundheitsuntersuchung hinter sich und waren von einem deutschen Arzt – einem Mitarbeiter der Bundesanstalt für Arbeit – untersucht worden, das war schon vollzogen. Ich habe dann mit jedem Einzelnen einen französischen Sprachtest gemacht und im Anschluss entschieden. „Wir“ kann ich in diesem Fall gar nicht sagen, Herr El Kebir war als Dolmetscher zwar stets dabei und hat im Zweifel bei sprachlichen Themen assistiert, aber ich habe dann entschieden, wer genommen wird und wer nicht.

Das war übrigens für mich ein sehr, sehr schwieriges, psychologisch sehr, sehr schwieriges Unterfangen. Allein schon der direkte Auswahlprozess. Bedenken Sie: Wenn man von 250 nur 50 auswählen kann, muss man 200 Leuten „Nein“ sagen. Für jeden Einzelnen wäre es aber das große Los gewesen, nach Deutschland gehen zu können. Sie wollten nicht nach Frankreich, sie wollten nach Deutschland, und wenn nach Deutschland, dann nach Möglichkeit zu Volkswagen, wegen des guten Verdienstes, und einfach auch, weil das Automobilunternehmen reizvoll war. Das war schon ein hoher psychischer Druck für die Leute, auch für mich, aber für sie umso mehr. Es war schon eine sehr schwierige Situation.

Linda Moreschi: Können Sie die Situation noch etwas detaillierter beschreiben? Es standen dann immer bis zu zehn Tunesier, die in den Raum geführt wurden, vor Ihnen und aus denen wählten Sie dann aus?

Gerd Henker: Das war eigentlich der schwierigste Moment des gesamten Aufenthaltes für mich, aber auch für die Leute selbst. Denn die Leute waren, ich sage mal, aus Sousse, aus Sfax oder auch von Djerba aus nach einer langen Reise nach Tunis gekommen in der Hoffnung, ich bekomme eine Arbeit bei Volkswagen in Deutschland. Sie standen vor einem und schon allein der Blick dieser jungen Menschen war entsprechend. Die Sprache alleine war letztlich kein Unterscheidungskriterium, denn bis auf wenige Ausnahmen erfüllten alle das Kriterium, so dass wir dann zu einer List gegriffen haben, zu einem Kilopondmeter. Das ist so ein Ei, das man drücken muss und dann zeigt ein Zeiger, wieviel Handkraft man hat ... Das war natürlich nicht das eigentliche Kriterium, aber wir haben gesagt, 100 Kilopond muss man drücken können. Weil wir etwas Nachvollziehbares präsentieren wollten.

Es war ein Hilfsinstrument, das eigentlich gar keine Bedeutung hatte. Aber ich merkte, als wir es eingeführt hatten, dass sie sich vorstellten, dass man eine gewisse Kraft haben musste. Wir haben auch manchen genommen, der nur 80 Kilopond zu drücken vermochte, weil seine Sprache sehr flüssig war, aber es sprach sich herum, man müsse Handkraft haben, wir brauchen Leute, die kräftig sind. Das war schon eher begreifbar, weil alle anderen eben keine harten Kriterien waren, und zudem auch alle erfüllten. Sie hatten alle die gleiche Ausbildung, das gleiche Alter, sprachen etwa gleich gut die Sprache.

Aber nur jeder 10., jeder 20. hatte eine Chance, das war das Schlimmste, was wir vollbringen mussten, dass wir eben die Hoffnung, die wir sahen, und die wir spürten, nicht bei jedem erfüllen konnten. **Linda Moreschi:** Welche Kriterien spielten denn grundsätzlich bei der Anwerbung für die Volkswagenwerk AG eine Rolle? Sie erwähnten ja bereits einen französischen Sprachtest.

Gerd Henker: Nach dem damaligen Schulsystem, ich weiß nicht, ob es heute noch so existiert, hatten die Tunesier einen polytechnischen Unterricht hinter sich, eine Art Polytechnische Berufsschule, sie nannten sich alle entweder Elektriker oder Mechaniker, allerdings eben allein mit theoretischen Kenntnissen, ohne praktische Erfahrungen, so eine dualistische Ausbildung kannten sie damals nicht. Sie hatten also eine Schulausbildung in physikalischen Dingen, hießen Elektriker mit Schwerpunkt Elektrizität, Schwerpunkt Mechanik usw. Und da haben wir natürlich gesagt, dass das eine gute Voraussetzung für uns war, denn solche vorgebildeten Leute wollten wir haben. Aber diese Erfahrungen haben wir erst im Laufe der Zeit gesammelt. Das wussten wir alles vorher noch nicht so genau.

Linda Moreschi: Welche Funktion übernahm dabei Herr El Kebir?

Gerd Henker: Herr El Kebir war insofern sehr wichtig, als er natürlich ein großes Wissen mitbrachte, zunächst über die Mentalität, aber auch was die Betreuung angeht. Er war bereits zuvor Betreuer der tunesischen Mitarbeiter der Stadtverwaltung in Braunschweig gewesen, die damals hauptsächlich in der Müllabfuhr tätig waren. Das hängt damit zusammen, dass Sousse, die zweitgrößte tunesische Stadt, die Partnerstadt von Braunschweig ist. Damals waren in Braunschweig fast ausschließlich Tunesier aus Sousse. El Kebir kam selbst auch aus Sousse. Er war natürlich sehr wichtig, weil er in Tunesien zu Hause war und sich gut auskannte. Aber ein ebenso wichtiger Mann war Herr Blume, das war der Direktor der Außenstelle der Bundesanstalt in Tunis. Er hatte sehr gute Kontakte zu allen tunesischen Stellen und

sich dort ein großes Vertrauen erworben.

Linda Moreschi: Nach der Auswahl wurden dann sogleich die Arbeitsverträge in Tunis unterschrieben? Und waren diese zunächst befristet?

Gerd Henker: Ja, das wurden sie, und sie waren in Vereinbarung mit der Bundesregierung, mit der Politik, den staatlichen Stellen, ganz bewusst auf ein Jahr begrenzt, weil wir zur damaligen Zeit kein Einwanderungsland waren, auch nicht sein sollten, und weil speziell bei den Tunesiern eine Rotation in Gang gesetzt werden sollte. Es sollten wegen der Vielzahl der Bewerber immer neue, junge Tunesier die Chance bekommen, bei Volkswagen zu arbeiten.

Linda Moreschi: Und welche Vorstellung hatte die Volkswagenwerk AG über die Dauer der Arbeitsverhältnisse der Tunesier?

Gerd Henker: Wir gingen davon aus, dass wir, sagen wir mal, eine bestimmte Zahl von Mitarbeitern hier haben würden, aber eben nicht immer dieselben. Möglichst gut geeignete sollten diejenigen, die hier waren, nach einem Jahr ersetzen und ihrerseits für ein Jahr bleiben. Das hat aber so nicht funktioniert, weil wir es mit Menschen zu tun hatten und weil das System wahrscheinlich von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Das war zu mechanistisch, zu theoretisch. Diejenigen, die hier waren, hatten sich eingelebt, fühlten sich wohl und wollten auch länger arbeiten, logisch. Und auch wir hatten unsererseits ein Interesse daran, sie länger zu binden – aber das wurde uns erst später bewusst, als wir feststellten, dass der immer neue Prozess des Anlernens, des Eingewöhnens viel zu kompliziert, viel zu aufwendig war. Man hätte mindestens drei Jahre ansetzen müssen und sollen, aber dazu ist es nicht gekommen, weil 1973 dann durch die konjunkturelle Lage sowieso das Problem auftauchte, dass wir zu viele Mitarbeiter hatten – keineswegs allein Tunesier, sondern zu viele Mitarbeiter bei Volkswagen – und darüber nachdenken mussten, wie wir die Zahl der Mitarbeiter im Lohnbereich reduzieren.

Linda Moreschi: Aber zunächst ging das Volkswagenwerk von einer mehr oder weniger befristeten Dauer der Beschäftigung aus? Die Idee, dass dies kontraproduktiv ist, da man diejenigen, die man angeworben und ausgebildet hat, wieder zurückschickt und, um sie zu ersetzen, wieder neue anwerben muss und neu ausbildet, war gar nicht da?

Gerd Henker: Nein, aber ich kann mich daran erinnern, dass wir natürlich in diesem Punkt auch der Politik folgen mussten. In dem Moment, in dem wir uns für Tunesien entschieden hatten, hatten wir natürlich auch die Kriterien der Bundespolitik akzeptiert. *Fortsetzung auf Seite 6*

Fortsetzung von Seite 5 Es galt damals generell, dass Deutschland kein Einwanderungsland sei. Deswegen war auch immer von Bedeutung, dass die ausgewählten Arbeitskräfte ledig waren, das war schon bei den Italienern nicht anders gewesen. Sie sollten ledig sein, um die ganzen familiären Probleme zu umgehen, von der Suche nach passenden Wohnungen bis zu den möglichen Schulproblemen der Kinder. Das war ein Produkt der damaligen Politik. Wir haben uns der Politik nicht widersetzt, weil wir Teil der Gesellschaft und dieser Politik waren.

Linda Moreschi: Wie war Ihr Verhältnis zu den tunesischen Arbeitskräften, die Sie für das Werk anwarben? Haben Sie sich auch hier in Wolfsburg um die Tunesier gekümmert?

Gerd Henker: Ja, natürlich habe ich mich um die Tunesier gekümmert. Es gab ja eine Reihe von Problemen zu lösen. Die unmittelbare Betreuung hat Herr El Kebir durchgeführt, aber stets in enger Verzahnung mit mir. Er war ja, was VW anbelangte, unerfahren. Und ich habe mich natürlich um alle anfallenden Dinge gekümmert, die Unterbringung, den Einstellungsprozess hier bei Volkswagen, den wir immer samstags gemacht haben. Die Tunesier fuhren am Donnerstagabend mit dem Schiff nach Sizilien, von dort dann mit dem Zug über den Brenner nach Wolfsburg, kamen dann völlig übernächtigt am Samstagmorgen an. Dann haben wir ihnen als erstes am Mittag einen Eintopf – wie schrecklich – serviert, weil unsere Küchenleute den am leichtesten am Samstag zubereiten konnten, und dann haben wir sie noch am Samstag eingestellt. Da musste alles organisiert werden, denn sobald diese Leute ankamen, mussten sie entsprechend eingekleidet werden, Geld bekommen, sie bekamen einen Vorschuss, wurden den entsprechenden Abteilungen zugeteilt, das heißt der Arbeitseinsatzingenieur war beim Einstellungsprozess mit dabei und entschied, wer ins Presswerk kam, wer dahin oder dorthin.

Linda Moreschi: Wie war denn das Verhältnis zwischen den Tunesiern und der deutschen Stammbeschaft?

Gerd Henker: Wir haben damals natürlich immer die Meister gefragt, wie die Tunesier zurecht kommen, und ich sage jetzt etwas, das möglicherweise etwas übertrieben klingt, aber sie waren begeistert. Aus all den Gründen, die ich schon genannt habe, wegen ihrer spezifischen Motivation. Dass es auch immer mal welche gab, mit denen es nicht funktioniert hat, die wir entlassen mussten, ist ja nicht überraschend. Da haben wir dann korrigierend eingegriffen. Übrigens konnten einige der Tunesier auch schon bald etwas Italienisch, weil sie merkten, dass es gut ist, wenn man zweisprachig ist.

Linda Moreschi: Weil sie mit Italienern zusammenarbeiteten?

Gerd Henker: Genau. Und es gab auch einige tunesische Vertrauensleute, die für alle zuständig waren, nicht nur für Tunesier, sondern auch für ihre deutschen Kollegen. Sie haben sich schnell integriert, sind auf die Leute zugegangen, waren sehr lernerfrigg, motiviert und anpassungsfähig.

Linda Moreschi: Wurde denn die Stammbeschaft auf die Ankunft dieser neuen Mitarbeiter vorbereitet, gab es da irgendwelche Maßnahmen?

Gerd Henker: Auf eine solche Idee ist man überhaupt noch nicht gekommen. Nein, das haben wir nicht gemacht. Das ist eigentlich richtig. Man hätte das eigentlich bekannt machen müssen: „Es kommen nun Tunesier.“ Nein, auf diese Idee sind wir überhaupt nicht gekommen.



Boujemaa Kabteni in seinem ersten eigenen Auto, einem Peugeot 304 Sport, Mitte 1970er Jahre; Private Sammlung Kabteni

„Vom Gast zum Gastgeber“

50 Jahre Tunesier in Wolfsburg

VON SARA HAMOUSSI-MAKINA

Während meiner wissenschaftlichen Tätigkeit im Jahr 2004 für das *Dokumentationszentrum und Museum über die Migration nach Deutschland* (DOMiD) wirkte ich am „Projekt Migration“ mit.¹ Im Fokus meiner Arbeit stand die Recherche der „Entwicklung der tunesischen Migration“. Voller Eifer und Interesse widmete ich mich der tunesischen Migrationsgeschichte meiner Eltern, ihrer Freunde und Kollegen. Im Rahmen meiner Arbeit interviewte ich insgesamt sieben Männer und fünf Frauen mit tunesischem Migrationshintergrund, die ab 1970 zur Arbeitsaufnahme oder im Zuge der Familienzusammenführung nach Wolfsburg eingereist sind. Dabei standen sowohl Beweggründe zur Ausreise und Reiserouten, als auch die aktuellen Lebensumstände seit ihrer Ankunft in der neuen Heimat Wolfsburg im Fokus des Interesses. Für meine Arbeit sammelte ich Objekte und Fotografien und führte Interviews hauptsächlich in der Muttersprache der tunesischen Migrantinnen und Migranten. Es war mir wichtig, die Interviews in der Herkunftssprache der Interviewten zu führen, um von all ihren Erfahrungen und Emotionen zu erfahren. Kurz: In der vertrauten Muttersprache seine Geschichte erzählen zu dürfen, ist eine Garantie für Authentizität. Mit den Interviews ist ein erster Bestand an Quellenmaterial – lange Zeit ein Desiderat – für die Geschichte der tunesischen Migration nach Wolfsburg entstanden, die im DOMiD-Archiv in Köln eingesehen werden können. Im Folgenden werden Auszüge aus den Interviews wiedergegeben.

Lebenswege: Beweggründe und Reisevorbereitungen

Mit dem Inkrafttreten des deutsch-italienischen Anwerbeabkommens im Dezember 1955 war die Entsendung

eigener Arbeitskräfte auf den deutschen Arbeitsmarkt für viele Entwicklungsländer eine vielversprechende Option. Auch die tunesische Regierung hatte seit der Erlangung ihrer Unabhängigkeit 1956 die Möglichkeit kalkuliert, die Zahl der eigenen Arbeitslosen durch die Entsendung von Arbeitskräften nach Deutschland zu reduzieren und damit zugleich die für den Außenhandel erforderlichen Devisen ins Land zu holen sowie eine Qualifizierung ihrer Arbeitskräfte in Deutschland zu erreichen. Die Zahl der Arbeitslosen betrug Mitte der 1960er Jahre in Tunesien circa 800.000.² Die Hoffnung auf berufliche Fortbildung wurde entsprechend auch als wesentlicher Grund zur Migration von 38 Prozent der 1970 in der Bundesrepublik Deutschland befragten tunesischen Facharbeiter genannt.³ Mehr aber noch waren eine ökonomische Notwendigkeit und das Verlangen nach uneingeschränkter Freiheit, die in der deutschen Gesellschaft für möglich gehalten wurden, Triebkräfte der Migration tunesischer Arbeitnehmer, die sich für eine Auswanderung entschieden hatten. Nicht selten spielte auch ein Beweggrund ganz anderer Natur eine nicht unbedeutende Rolle: So war es den jungen Tunesiern besonders wichtig, der sozialen Kontrolle der Familie und des ländlichen Milieus zu entfliehen.⁴

Anhand des Vermittlungsauftrages der Partnerverwaltung wies die tunesische Verbindungsstelle mehrere Arbeitsämter an, geeignete Bewerber vorzustellen. Auf diese Weise stand stets eine größere Anzahl an Bewerbern zur Verfügung. In der Regel fand das Vorstellungsgespräch dann in Tunis in den Räumen der Auswahlgruppe statt. Dennoch gab es auch Ausnahmefälle – so beispielsweise bei den Bewerbern für das Volkswagenwerk in Wolfsburg, auf das verhältnismäßig viele Vermittlungsanträge zurückgingen. Hier fanden erste Vorgespräche und

die notwendigen medizinischen Untersuchungen auf Wunsch der tunesischen Verwaltung wohl außerhalb von Tunis statt. In der Anfangszeit erteilte die tunesische Regierung für Bewerber ohne Ableistung des Militärdienstes keine Ausreisegenehmigung. In der späteren Phase war dies jedoch kein Ablehnungsgrund mehr, da die Abwanderung wirtschaftliche Priorität hatte. Abwanderer wurden vom Militärdienst freigestellt.⁵ Ganz allgemein traf die von der tunesischen Regierung beauftragte Behörde unter allen Bewerbern eine Vorauswahl. All jene, in deren Strafregister eine Freiheitsstrafe eingetragen war, schieden von vornherein aus. Eine Auswahlgruppe wie auch die tunesische Arbeitsverwaltung begutachteten zudem die fachliche Qualifikation des Bewerbers. In einem zweiten Schritt erfolgte eine ärztliche Untersuchung. Anschließend wurde dem Bewerber der Tag der Abreise schriftlich mitgeteilt, der oft unmittelbar bevorstand. Die Auswahlgruppe berücksichtigte bei der Anwerbung nicht nur qualifizierte Arbeitskräfte, sondern auch ungelernete Bewerber.⁶ Die Auswahluntersuchungen wurden überwiegend als Gruppenuntersuchungen durchgeführt. Eine Gruppe bestand aus acht bis zwölf Personen. Meist wurden bis zu fünf Gruppenuntersuchungen täglich vorgenommen. Schlechtes Sehvermögen, Krankheitsbefunde in der Lunge, die durch Röntgenaufnahmen zutage traten, Schäden der Sinnesorgane, der Haut oder am Gebiss sowie solche am Stütz- und Bewegungssystem waren typische Ablehnungsgründe.⁷

Für alle tunesischen Arbeitnehmer, die in die Bundesrepublik vermittelt wurden, gilt, dass sie einem Auswahlverfahren unterlagen. Dieses begann mit dem Vermittlungsauftrag des deutschen Arbeitgebers. Daraufhin wurde der Auftrag durch die Auswahlstelle überprüft,

¹ Für den Überarbeitungsprozess, der im engen Abstimmungsprozess mit Linda Moreschi-Hachtmeister erfolgte, zeichnet Alexander Kraus verantwortlich.



Ein sichtlich gut gelaunter Habib Goulli; Private Sammlung Goulli

auf eine Auftragskarte übertragen und in einer Kartei gespeichert, die als Bearbeitungsgrundlage diente.⁸

B. A. ist am 17. Oktober 1944 in der Hauptstadt Tunis geboren. Er hat von der 1. bis zur 10. Klasse die Primärschule/Grundschule besucht. Nach der 10. Klasse erhielt er ein *certificat d'étude*, ähnlich dem heutigen Abitur. Nach dem Abitur erlangte er nach einer Lehre zum Meistermechaniker ein Diplom vom *Institute Technique de Rades*. Ein zweites Diplom in Technik erhielt er in Ben Araar, einem kleinen Ort, der zu El Kef gehört. Anschließend war er für eine tunesische Bahngesellschaft tätig. Er war Meister und arbeitete mit circa 150 Arbeitern. Sie reparierten Motoren von Zügen. Im Jahr 1970 ist er nach Deutschland gekommen. Einige seiner Freunde, mit denen er seine Freizeit in einem Stammcafé namens *Capitol* verbracht hatte, hatten ihn zur Ausreise motiviert. Einer von diesen erzählte ihm zum Beispiel von den schönen blonden, blauäugigen deutschen Mädchen...

Einer seiner Freunde hieß Hammadi. Er war mit zuständig für die Migration von Tunesiern nach Deutschland und erzählte ihm, er könne noch in dersel-

ben Woche zur Arbeitsaufnahme nach Deutschland ausreisen. Vorab seien nur einige wenige unkomplizierte Voraussetzungen zu erfüllen, so zum Beispiel die medizinische Untersuchung. Diese nahm sein Bruder vor, der als Arzt im bekannten Klinikum *Charles Nicole* in Tunis arbeitete. B. A. erinnert sich, dass die Untersuchung alles andere als gründlich gewesen sei.

Lazhar Boubakri wurde mir von Hattab Hicheri als Interviewpartner vorgeschlagen. Er unterscheidet sich besonders in einem wesentlichen Punkt von meinem ersten Interviewpartner: Er ist mit einer deutschen Frau, die er in Aachen kennen gelernt hatte, verheiratet. Er ist Vater von drei erwachsenen Kindern – zwei Töchter und ein Sohn. Das Interview habe ich am 1. Juli 2004 im *Tunesischen Verein Wolfsburg* aufgezeichnet.

Ich nahm zuerst Hattab Hicheri, dann Salah Ouni und schließlich Lazhar Boubakri auf. Salah Ouni und Lazhar Boubakri blieben bei allen drei Interviews anwesend und korrigierten oder ergänzten ihre Erinnerungen. Als ich um 18.50 Uhr zum vereinbarten Termin erschien, waren alle drei „Gastarbeiter“ anwesend

und schauten sich den arabischen Nachrichtensender *Al-Jazeera* an.

Lazhar Boubakri ist im Alter von 23 Jahren nach Wolfsburg gekommen.⁹ Eigentlich wollte er, nachdem er seine Wehrpflicht geleistet hatte, zurück an seinen Arbeitsplatz, den er zurückerhalten sollte, was ihm aber nicht ermöglicht wurde. Er hatte zuvor als Krankenpfleger gearbeitet und besonders bedürftige Menschen rund um seine Region Béja unter anderem mit Medikamenten und Impfungen versorgt. Er beschwerte sich über den Verlust seines Arbeitsplatzes beim Bürgermeister. Dieser fragte ihn, ob er denn nicht Interesse an einer Arbeitsstelle in Deutschland hätte. Boubakri fand den Vorschlag gut, holte Informationen ein und meldete sich noch am gleichen Tag beim zuständigen Arbeitsamt. Drei Tage später erhielt er die Aufforderung, zu einem Test in Béja zu erscheinen. Für die Testaufgabe sollte er Baukastenteile zusammenbauen. Nach einer Woche erhielt er die freudige Nachricht, dass er den Test bestanden hatte. Es folgte eine medizinische Untersuchung in Béja, die in Tunis durch eine weitere ergänzt wurde. Bei dieser Untersuchung waren der zukünftige Be-

treuer und Dolmetscher der tunesischen Arbeitsmigranten des Volkswagenwerks, Ahmed El Kebir, und der damalige Personalchef der *Volkswagenwerk AG* anwesend. Er stellte den Bewerbern Fragen, die Arbeitsmigranten antworteten in französischer Sprache, Ahmed El Kebir übersetzte ins Deutsche.

Abdelkebir Gritlis Eltern sind Cousins.¹⁰ Sie haben sechs Kinder: vier Jungen und zwei Töchter. Abdelkebir Gritli ist als viertes Kind am 30. März 1943 in Tunesien – noch während des Zweiten Weltkrieges, als die Deutschen Tunesien besetzt hatten – geboren. Seit seinem 3. Lebensjahr besuchte er die Koranschule *Kuttab*, jeden Donnerstag gab ihm und seinen Brüdern der Vater 20 *Francs* Lehrgeld für den Koranlehrer *Middib*. Das Geld hieß damals *Khmousia*. Mit Beginn seines sechsten Lebensjahrs besuchte er die Primärschule (Grundschule), machte 1953 den Orientierungsstufenabschluss *Concours d'entrée en sizième*. Anschließend besuchte er die Sekundärschule im *Lycée Alaoui* und beendete sie mit dem Abitur. Danach unterrichtete er an verschiedenen Grundschulen der Stadt Tunis Französisch. Seine besonders guten Kenntnisse der französischen Sprache ermöglichten ihm den Quereinstieg. Diese Tätigkeit befreite ihn vom *Service militaire* (Militärdienst). Er erhielt jährlich eine Befreiung vom Verteidigungsministerium. Es folgte eine Fremdsprachenerweiterung an der *Bourguiba School* im Fach Englisch. Hierzu besuchte er einen Intensivkurs. An einer Abendschule lernte er Mechanographie. Diese Qualifikation ermöglichte ihm jene technischen Geräte zu bedienen, die man besonders in Banken und großen Gesellschaften wie *Tunis Air* und den Ministerien zur Arbeiterleichterung eingeführt hatte. Abdelkebir Gritli erhielt nach einer dreimonatigen Ausbildung den Abschluss mit der Beurteilung „sehr gut“. Zur gleichen Zeit wurde er zum Lehrer in diesem Gebiet ernannt. Das war Mitte der 1960er Jahre. Für diese Tätigkeit erhielt er erneut vom Verteidigungsministerium eine Befreiung vom Militärdienst. Im Jahr 1970 kam er nach Deutschland. Gritli hat von seinem Vater, der wie seine Frau von dem gemeinsam geerbten Vermögen lebte, zwei Häuser und ein kleines Geschäft bekommen. Seine Mutter hatte sogar eine Hausdame, die sie beim Kochen, Putzen und der Kindererziehung unterstützte.

Seine Eltern haben immer dafür gesorgt, dass ihre Kinder gut gepflegt waren, eine gute Schulausbildung genießen konnten und gesund waren. Von besonderer Wichtigkeit war für sie eine islamische Erziehung. Gritlis Vater war islamischer Gelehrter, der an der *Ez-Zitouna Moschee* zum *Sheikh* ernannt wurde.

Amar Brahim war vor seiner Auswanderung nach Deutschland in der Gipsherstellung in Tunesien tätig.¹¹ Für eine „Gastarbeiterstelle“ bewarb er sich im örtlichen Arbeitsamt. Dort befand sich Werbungsmaterial für das Arbeiten als „Gastarbeiter“ im Ausland. Nach einem Jahr bekam er den Bescheid. Er und drei weitere Bewerber mussten zu einer medizinischen Untersuchung nach Gafsa reisen. Dort traf er zum ersten Mal Ahmed El Kebir, der damals Übersetzer für die *Volkswagenwerk AG* war, zusammen mit einem Meister des Unternehmens. Es kam zu einem Interview, das in französischer Sprache geführt wurde. Zur Arbeitstauglichkeit wurde an einem Gerät die Kraft eines jeden Kandidaten gemessen. So musste man zum Beispiel eine Handkraft von mindestens 50 Kilogramm erreichen, *Fortsetzung auf Seite 9*



Aufnahme aus einer Gemeinschaftsküche, Wolfsburg 1979; Private Sammlung Gritli



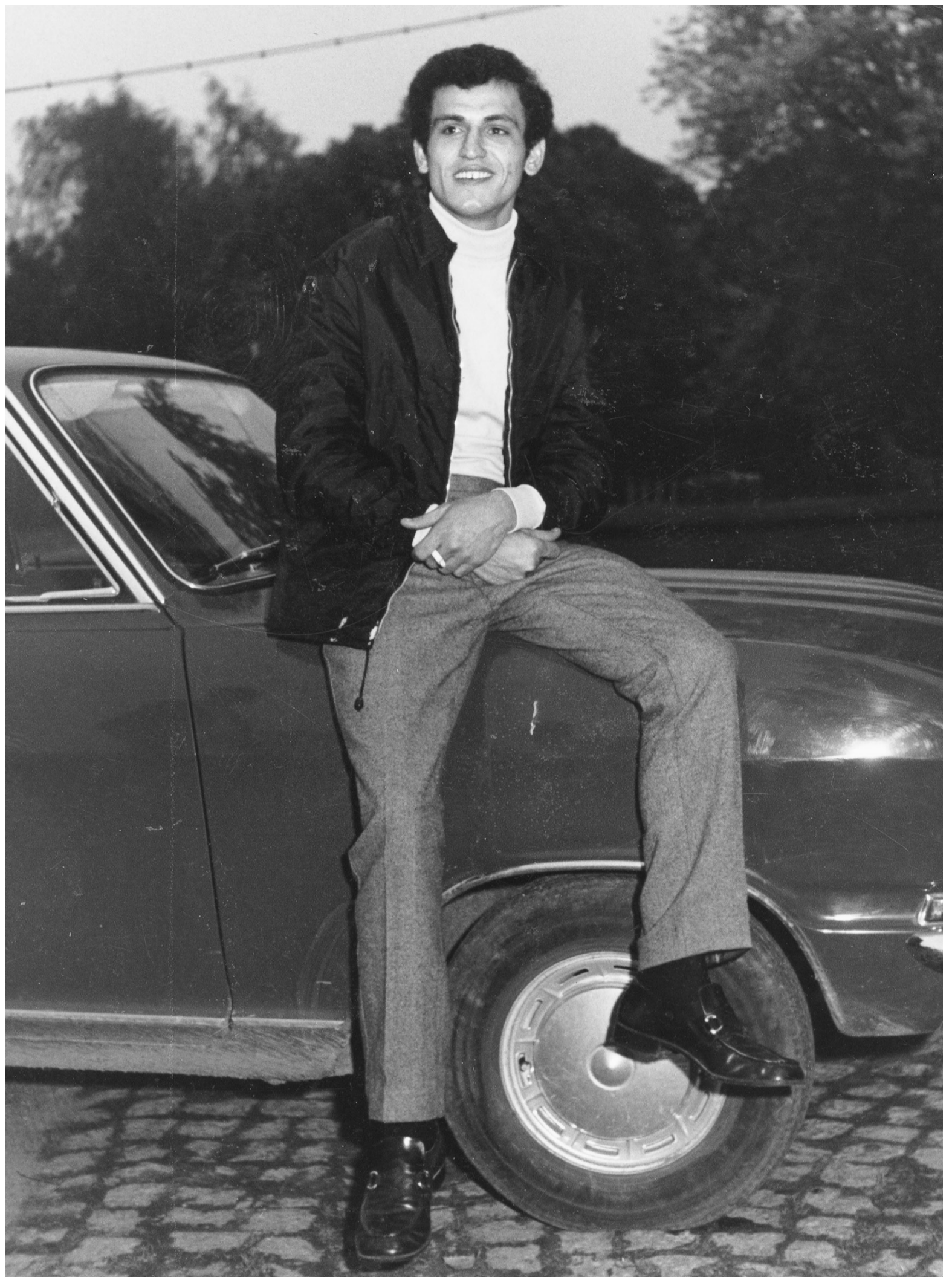
Treffen der Tunesischen Vereinigung, Wolfsburg 1970; Private Sammlung Gritli

Fortsetzung von Seite 7 um nicht auszuscheiden. Auch wurden die Hände sehr intensiv betrachtet. Anschließend musste man nach Tunis in die *Rue de Kamouna* reisen. Dort wurde von einem deutschen Arzt, der von der *Volkswagenwerk AG* beauftragt war, eine Ganzkörperuntersuchung – *une visite générale* – vollzogen. Neben den erforderlichen Untersuchungen wurden auch weitere Interviews durchgeführt. Nach einmonatigem Aufenthalt wurden die 40 bis 50 jungen Männer in *Marsa Carthage Byrsa* untergebracht. Die Kosten für die Verpflegung und die Unterkunft der zukünftigen „Gastarbeiter“ übernahm das Volkswagenwerk. Dann schließlich, am 11. November 1973, wurde der Arbeitsvertrag unterschrieben. Amar Brahim befand sich damit in der letzten Gruppe, die 1973 von der *Volkswagenwerk AG* angeworben wurde. Die zur Ausreise benötigten Unterlagen waren unter anderem ein gültiger Reisepass, der Personalausweis und der Impfpass, aus dem hervorging, dass man gegen die Cholera geimpft war, denn diese Krankheit war zu dieser Zeit in Nordafrika besonders verbreitet.

Salah Ouni ist am 6. November 1970 im Alter von 24 Jahren nach Deutschland gekommen.¹² Er meldete sich im Arbeitsamt in Manouba an, um sich am Auswahlverfahren für Deutschland zu beteiligen. Daraufhin wurde er gebeten, am obligatorischen Auswahltest teilzunehmen. Allein ein erfolgreiches Bestehen ermöglichte die Ausreise nach Europa. Im ersten Teil des Auswahltests sollte jeder Bewerber seine Lebensgeschichte in französischer Sprache verfassen. Ouni fiel im schriftlichen Test durch. Der zweite Test erfolgte zwei Monate später in Camille Desmoulins. Bei diesem Test bekam der Bewerber unter anderem ein einer Zange ähnelndes Messgerät in die Hand, mit dem der Kraftdruck gemessen wurde. Bei diesem Test waren neben dem Personalchef der *Volkswagenwerk AG* auch Ahmed El Kebir, der zukünftige Betreuer der tunesischen Arbeitsmigranten im Volkswagenwerk, anwesend. Es nahmen circa 220 Kandidaten an der Prüfung teil. Nur etwa 160 Kandidaten qualifizierten sich. Von diesen gingen 80 Bewerber nach München und 80 weitere nach Wolfsburg.

Hattab Hicheri arbeitete 2004 als technischer Sachbearbeiter in der Abteilung Qualitätssicherung bei der *Volkswagen AG* und war Vorsitzender des *Tunesischen Vereins* in Wolfsburg.¹³ Hicheri ist in Mornaguia bei Tunis geboren. Sein Vater war Schlosser. Im Jahr 1972 ist er im Alter von 21 Jahren nach Deutschland gekommen, um für das Volkswagenwerk in der Produktion zu arbeiten. Sein eigentliches Ziel war jedoch nicht Deutschland, sondern eher Frankreich, um dort an einer Berufsschule – vormittags in der Werkstatt, nachmittags erfolgte dort der theoretische Unterricht – ein Diplom zu erlangen.

K. G. ist am 26. Februar 1942 in Béja geboren.¹⁴ Zum Zeitpunkt des Interviews war er schon fast 35 Jahre in Deutschland. Er ist bereits im Jahr 1970 nach Deutschland gekommen. In seinem Heimatort besuchte er zunächst die Schule, arbeitete später in einer Zuckerfabrik. Dort absolvierte er eine Ausbildung zum Buchhalter, war anschließend drei bis vier Monate in einer Firma beschäftigt. Er erinnert sich, dass etwa 600 bis 700 junge Männer einen Test machten, um sich für Deutschland zu qualifizieren. Er stammt aus ziemlich einfachen Lebensverhältnissen. Der Vater war Metzger. Die Idee, zur Arbeitsaufnahme nach Deutschland zu gehen, kam für ihn wie gerufen, war er doch während einer Nachtschicht in



In lässiger Pose: Habib Goulli, 1970er Jahre; Private Sammlung Goulli

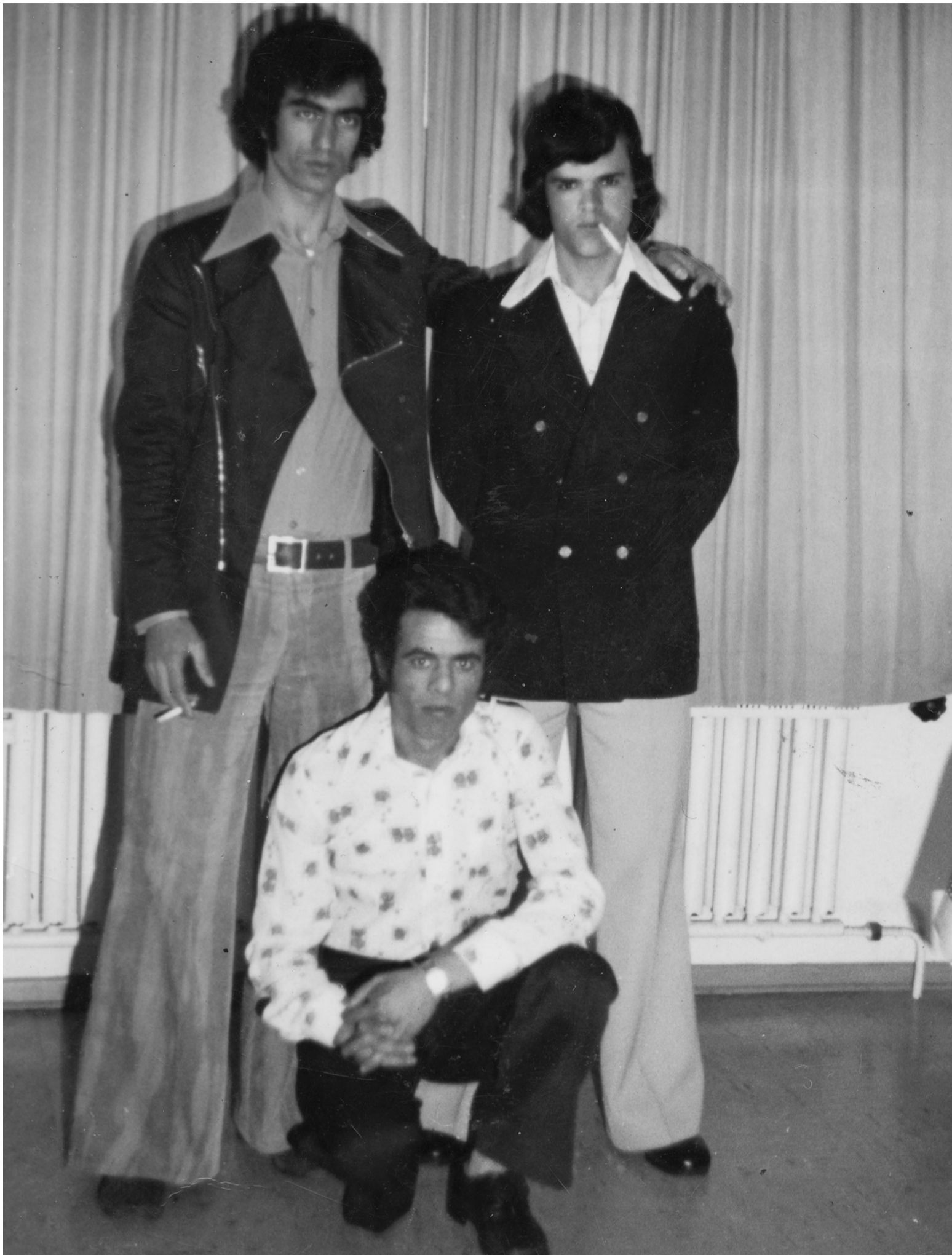
der Zuckerfabrik beim Schlafen erwischt und folglich entlassen worden. Eigentlich wollte er in Deutschland gar nicht arbeiten. Sein ursprünglicher Plan war es in Deutschland weiter zur Schule zu gehen und das Abendgymnasium zu besuchen. Denn er wusste ja, dass es in Deutschland viele Möglichkeiten zur Weiterbildung gab, die zudem kostenfrei waren. Er erinnert sich, dass die Altersbeschränkung für die *Volkswagenwerk AG* bei 18 bis 25 Jahren lag und dass die medizinische Prüfung sehr intensiv war. Etwa 5.000 junge Männer qualifizierten sich für Deutschland und wurden für die Reise in einem Schiff untergebracht.

Beachtlich war, dass die tunesische Regierung die Anwerbung von Frauen trotz großen Bedarfs und Möglichkeiten der Vermittlung unterband.¹⁵ Sie reisten allein als Ehefrauen in die Bundesrepublik ein. Da die Bewerber aus Tunesien in der Regel jedoch ledige Männer waren (1972 waren 17,6 Prozent, 1973 lediglich noch 10,3 Prozent verheiratet), kamen nur sehr wenige tunesische Frauen als potenzielle Arbeitnehmerinnen nach Deutschland.¹⁶

Seit dem Anwerbestopp im Jahre 1973 holten jedoch viele tunesische Migranten ihre Familien nach.¹⁷

Noura Rouchou war für etwa zwei Jahre meine Lehrerin im muttersprachlichen Hocharabisch-Unterricht.¹⁸ Ferner habe ich an einigen von ihr organisierten Wochenendfahrten, zum Beispiel nach Holland oder Paris, teilgenommen. Eigentlich sollte das Interview vor oder nach dem muttersprachlichen Unterricht, den sie bis Juli 2019 erteilt hat, stattfinden. Noura Rouchou fand es jedoch besser, wenn ich sie in ihrem Haus besuchen würde, wollte sie mir damals doch auch einige Leihgaben mitgeben, die sie bereits zusammengestellt hatte. Als ich zum telefonisch vereinbarten Termin erschien, hörte sie gerade einer Koranrezitation im Radio eines arabischen Senders zu. Bevor wir mit der Interviewaufnahme begannen, brachte sie noch arabischen Tee und stellte einige Süßigkeiten auf den Tisch. Das Haus von Noura Rouchou strahlt eine gemütliche Atmosphäre aus. Sie ist eine sehr kreative Frau, die ihr Heim mit tunesischen und orientalischen Gegen-

ständen verziert hat. Noura Rouchou ist im Jahre 1953 in Tunesien in der Nähe von Hammamet geboren. Sie stammt aus einer Mittelstandsfamilie und ist das älteste von acht Kindern. Bereits nach der neunten Klasse besuchte sie eine Fachschule für das Lehramt. Nach fünfjähriger Ausbildung war sie anerkannte Lehrerin. Ihr Vater arbeitete als Fernfahrer, ihre Mutter schildert sie als eine sehr engagierte Frau, die Analphabetinnen das Lesen und Schreiben beibrachte. Sie erzog ihre Kinder nach dem Tode ihres Ehemannes allein, der, noch bevor Noura Rouchou ihre Ausbildung beendet hatte, verstarb. Ihre Mutter wiederum starb 1979, fünfzehn Tage vor Noura Rouchous Hochzeit. Die Hochzeit fand schließlich in einem traditionellen Ambiente statt. Ihr Ehemann, Mohamed Rouchou, war zu jener Zeit bereits neun Jahre in Deutschland als Arbeitsmigrant tätig. Seinem Schwager gab er eine Beschreibung über die Frau, die er gerne heiraten wollte, und gab diesem den Auftrag, eine Frau für ihn zu suchen. Die Wahl fiel schließlich auf Noura Rouchou. *Fortsetzung auf Seite 10*



Mansour ben M'Barek Mansouri, links im Bild, und zwei seiner Freunde bereit zum Ausgehen; Private Sammlung Mansouri

Fortsetzung von Seite 9 Ende Juli 1978 reiste Mohamed Rouchou nach Tunesien. Die Zustimmung zur Eheschließung gab Noura Rouchou bereits nach einer Woche. Die standesamtliche Trauung wurde nach drei Wochen vollzogen. Kurz danach ist Mohamed Rouchou wieder nach Deutschland gereist und kam erst ein Jahr später, im Juli 1979, wieder nach Tunesien. Der Kontakt wurde in der Zwischenzeit mit Briefen und Telefonaten aufrechterhalten. Nie hätte Noura Rouchou gedacht, dass sie einen Ehemann heiraten würde, mit dem sie weit von ihrer Familie leben sollte. Es war eine schwierige Entscheidung. Drei Wochen nach der Hochzeit zog das frisch verheiratete Ehepaar dann schließlich nach Wolfsburg.

F. T., Mutter von vier Kindern, ist seit dem 6. März 1994 Witwe.¹⁹ Zum Zeitpunkt des Interviews lebte sie mit drei ihrer Kinder in Wolfsburg. Ihre älteste Tochter studierte in Tunesien Medizin. Sie ist in einer wohlhabenden und bekannten Familie in Tozeur aufgewachsen. Ihr Vater war sehr konservativ und ließ seine Töchter nur bis zum Einsetzen der Menarche zur Schule gehen. Von da

an durften sie nur mehrselten und in ganz dringenden Fällen das Haus verlassen. Waren die Töchter krank, kam der Arzt zu ihnen nach Hause oder aber sie wurden mit dem Auto zum Arzt gefahren. Als F. T.s Vater ihr verbot, weiter zur Schule zu gehen, sah sie keinen Sinn mehr in ihrem Leben. Sie unternahm einen Suizid-Versuch, den sie überlebte. Als sie ins Heiratsalter kam, lehnte ihr Vater zahlreiche Heiratsanträge von wohlhabenden und vor allem gebildeten Männern ab. Gebildet zu sein bedeutete F. T. viel, war für sie eine Charaktereigenschaft, auf die sie viel Wert legte. Allerdings ließ ihr Vater ihr keine Wahl, ihren zukünftigen Ehemann allein auszusuchen. Er entschied sich für den Sohn seines Bruders, der angeblich als Ingenieur bei der *Volkswagenwerk AG* tätig war, 30 Millionen tunesische *Dinar* auf der Bank und ein Haus in Hammamet, einer im Norden Tunesiens gelegenen Stadt, haben sollte. Sofort stimmte F. T. dem Antrag ihres Cousins zu, ohne gründlich darüber nachgedacht zu haben. Der Wunsch, endlich von ihrem Elternhaus fortzukommen, in dem sie sich wie eine Gefangene fühlte, überla-

gerte alles. Sie träumte von einem glücklichen Eheleben, in dem sie die Freiheit, die sie bei ihrem Vater vermisste, nachholen würde. Es kam jedoch anders, hatte doch ihr Ehemann einen ähnlichen Charakter wie ihr Vater. Auch stellte sich rasch heraus: Herr S. verfügte weder über 30 Millionen tunesische *Dinar*, noch hatte er ein Haus in Hammamet. Und viel schlimmer: Er war nur ein einfacher Bandarbeiter bei der *Volkswagenwerk AG*. All dies und noch vieles mehr stellte sich jedoch erst nach der im Juli 1977 erfolgten Eheschließung heraus. In Deutschland wurde ihr klar, dass ihr Ehemann in einer sehr primitiv eingerichteten Wohnung lebte. Einen Großteil seines Lohnes schickte er zu seinen Eltern nach Tunesien, weil es ihnen finanziell doch nicht so gut ging, wie sie zuvor behauptet hatten. Trotz der tiefen Enttäuschung entschied sie, an der Seite ihres Ehemanns zu bleiben und das Beste aus ihrem Leben zu machen. Irgendwie ging es ihnen mit der Zeit finanziell immer besser, und sie waren glücklich. Erst als die Kinder schulpflichtig wurden, kam es zu einigen Problemen. Der Ehemann wurde psychisch krank.

Grund für seine Krankheit war die Trennung von seinen Kindern. Er sah sie nur in den Sommerferien, wenn sie ihn in Deutschland besuchten oder wenn er zu besonderen Anlässen – wie zum Beispiel zum Zuckerfest oder zum Opferfest – nach Tunesien fuhr. Seine Ehefrau musste ständig zwischen Deutschland und Tunesien reisen, um sich um den kranken Ehemann und die noch sehr jungen Kinder zu kümmern. Es war eine sehr schwierige Zeit.

Habiba Hamoussi ist Mutter von fünf Kindern; ihr Ehemann ist bereits verstorben.²⁰ In Tunesien wob sie in einer Fabrik Teppiche. Als sie 1970 im Alter von 18 Jahren heiratete, führten sie und ihr Ehemann zunächst eine Fernbeziehung, denn er arbeitete damals für die *Volkswagenwerk AG* in Wolfsburg am Band. Nach acht Jahren beschloss der Ehemann seine Ehefrau und seine zweitgeborene Tochter zu sich nach Deutschland zu nehmen. Seine erstgeborene Tochter war im Alter von drei Jahren an den Masern verstorben. Der plötzliche Tod seiner Tochter lehrte ihn, dass seine Ehefrau und Kinder zukünftig immer an seiner Seite sein sollten. Habiba Hamoussi zog 1978 mit ihrer zweieinhalb Jahre alten Tochter nach Deutschland.

Zu den Reiserouten

Wie oben erwähnt, erfolgte vor dem Reiseantritt eine ärztliche Untersuchung, daraufhin wurde dem Bewerber der Tag der Abreise schriftlich mitgeteilt, der nicht selten unmittelbar bevorstand.²¹ In der offiziellen Sprache wurde dieser Abschnitt der Anwerbung als „Weiterleitung der vermittelten ausländischen Arbeitnehmer in das Bundesgebiet“ oder einfach als „Transport“ bezeichnet. Die Transporte wurden von der Firma *Kokinno-Reisen* organisiert.²²

Der erste Teil der Reise nach Wolfsburg erfolgte zumeist auf einem Schiff. Sie begann in *La Goulette*. Alle Migranten saßen an Bord in einem großen Saal zusammen, es gab keine Einzelkabinen. Die Atmosphäre war dennoch sehr gut, man schloss neue Freundschaften. Meist verständigte man sich in französischer und italienischer Sprache. Männer aus allen Regionen Tunesiens saßen fröhlich und gut gelaunt beisammen, weil sie nun endlich in Deutschland arbeiten sollten. Die Reise wurde von Genua aus mit dem Zug fortgesetzt. Dabei ist wichtig zu wissen, dass die Arbeitsverträge mit der *Volkswagenwerk AG* bereits in Tunesien unterschrieben und dort auch ausgehändigt worden waren.

Im Wolfsburger Bahnhof angekommen, wurden die Tunesier vom VW-Vorstand und Betriebsrat willkommen geheißen und anschließend mit Bussen ins Volkswagenwerk gefahren. Gegen 9.00 Uhr erhielten sie im großen Saal der Kantine ein warmes Essen serviert. Vermag sich B. A. auch nicht mehr an die Mahlzeit zu erinnern, so weiß er noch genau, dass es muslimische Kost war.²³

Abdelkebir Gritli blickt zurück: Die Reise von Tunis nach Palermo war miserabel. Es ging von Tunis, La Goulette, mit dem Schiff nach Palermo. Dann ging es mit dem Zug nach Deutschland weiter, doch mussten sie lange auf die Abreise warten. Jeder von ihnen bekam zuvor einen 3-Liter-Wasserkarbid, 10 Brötchen und ein Paket Dreieck-Schmelzkäse. Damit galt es auszukommen. An den Bahnhöfen gab es immer wieder Gelegenheit, ihre Wasserkarbid mit Trinkwasser aufzufüllen. Warme Mahlzeiten hat es allerdings über die gesamte Reise hinweg nicht gegeben, auch keinen heißen Kaffee.²⁴



Der Werksausweis Mansour ben M'Barek Mansouris ; Private Sammlung Mansouri

Amar Brahims Ausreise nach Deutschland begann in Karthago, Byrsa, und führte zunächst in die nahegelegene Hafenstadt La Goulette bei Tunis. Von da aus ging es mit der Fähre nach Trapani in Italien. Er verbrachte circa neun Stunden auf der Fähre. In Trapani standen bereits Busse bereit, die die „Gastarbeiter“ nach Rom beförderten. In den Reisebussen wurden Lunchpakete mit Brot, Thunfisch, Äpfeln, Käse und anderem mehr verteilt. Es wurde darauf geachtet, dass das Essen *halal* war. Von Rom aus ging es mit dem Zug nach München weiter. Es war zu spüren, dass alles absolut gut gemanagt war, die Betreuung sei klasse gewesen. Sie erfolgte durch eine Reiseleiterin, die Deutsch und Französisch sprach. In München angekommen, setzte ein Teil der Gruppe die Reise bis nach Wolfsburg fort. Jedoch blieben auch einige in München, um im dortigen Volkswagenwerk die Arbeit aufzunehmen. Auch in München teilte man den Reisenden Lunchpakete aus. Von München nach Hannover ging die Reise mit dem Zug weiter. Die letzte Etappe von Hannover nach Wolfsburg wurde im „Blauen Bus“ der Volkswagenwerk AG zurückgelegt. Die Reise endete endlich an der Berliner Brücke in Wolfsburg.²⁵

Zu den Lebensumständen seit ihrer Ankunft in der neuen Heimat Wolfsburg (bis 2004)

Während in den 1970er Jahren nahezu 90 Prozent der Tunesier in Arbeiterunterkünften wohnten,²⁶ leben sie heute relativ unauffällig in ganz Deutschland, gelten als gut gebildet und gut integriert. Fast die Hälfte der Tunesier ist mittlerweile eingebürgert.²⁷ Durch ihre Mitgliedschaft in Vereinen und Organisationen nehmen Tunesier am politischen Leben teil und artikulieren ihre Interessen. Viele Vereinigungen verfolgen Ziele wie die „Förderung der kultu-

rellen Beziehungen beider Länder und die Hilfe für soziale Einrichtungen“ et cetera. Unter den tunesisch geprägten Vereinen in Wolfsburg gibt es das *Islamische Kulturzentrum Wolfsburg*, einstmals als *Islamischer Verein Wolfsburg e.V.* von tunesischen „Gastarbeitern“ gegründet, die *Vereinigung der Tunesier*, den *Tunesischen Verein für Wolfsburg e.V.*, den *Tunesischen Verein für Kultur und Jugend e.V.* Zuletzt haben Kinder der tunesischen „Gastarbeiter“ den Verein *Qantara Wolfsburg e.V.* gegründet. Der Name „Qantara“ kommt aus dem Arabischen und bedeutet Brücke. Und als eine solche verstehen sich auch die Gründungsmitglieder: als „Brücke“ und Brückenbauer zwischen Kulturen, Generationen und Gesellschaften. Der Verein ist gemeinnützig und setzt sich aktiv für die Belange von Kindern, Jugendlichen und ihren Familien ein. *Qantara Wolfsburg e.V.* macht sich auch für Senioren mit Migrationshintergrund stark und dies mit dem Ziel, diese aus ihrer Isolation und Eintönigkeit in ihrem Leben herauszuholen. Das hochgesteckte Ziel der „Qantaris“ ist, Menschen in und um Wolfsburg zu erreichen, um ihnen Möglichkeiten der Begegnung, des Austauschs sowie der gesellschaftlichen Teilhabe zu bieten.²⁸

B. A. schwelgt in Erinnerungen: Nachdem wir in der Kantine des Volkswagenwerks gegessen hatten, kam jemand mit einer Kiste und verteilte an jeden einen Umschlag. In jedem dieser Umschläge fand sich der gleiche Betrag an Geld. B. A. zufolge habe in der Anfangszeit fast jeder Tunesier Probleme mit dem deutschen Geld gehabt. Manche von ihnen dachten, allein Scheine seien von besonderem Wert, Münzen dagegen wertlos, so dass viele ausschließlich mit Geldscheinen bezahlten. Viele zählten, wenn sie einkaufen gingen, erst gar nicht die Münzen, die sie zurückerhielten. Für B. A. steht somit außer Frage, dass viele tunesische Migranten von der deutschen

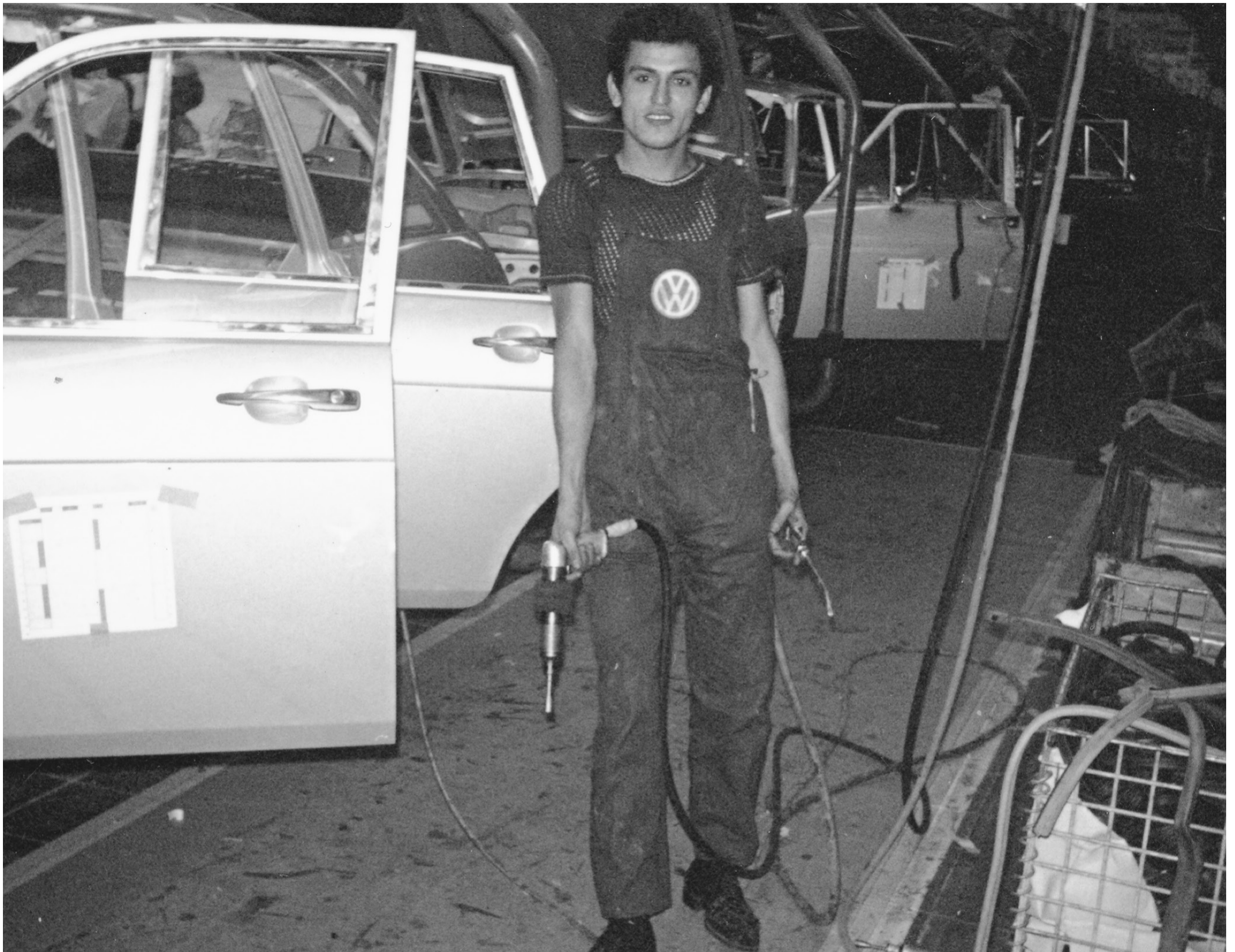
Gesellschaft auf diese Weise hinter das Licht geführt worden seien. Erst nach längerem Aufenthalt sei vielen Tunesiern dieser vermeintliche Betrug bewusst geworden; erst danach fingen sie an, nach ihren Einkäufen ihr Kleingeld zu zählen. Nach dem Essen im großen Saal, das nach ihrer Ankunft erfolgte, wurden die Neuankommlinge nach Heidwinkel zu einem Junggesellenheim gefahren. In diesem Dorf gab es keine Geschäfte, lediglich zwei Cafés und eine Bäckerei. Um einkaufen gehen zu können, mussten zunächst etwa drei Kilometer zu Fuß zurückgelegt werden. Nachts hat B. A., wie er berichtet, häufig in seinem Bett geweint, so enttäuscht sei er von seiner Situation gewesen. Deutschland habe er sich ganz anders vorgestellt. Er arbeitete von 1970 bis 1971 bei der *Volkswagenwerk AG*, von 1971 bis zum 26. März 1973 schließlich bei einem Großautohändler in Hildesheim. Anschließend nahm er die Arbeit bei der *Volkswagenwerk AG* wieder auf. Ein einschneidendes Erlebnis sei dann für B.A. die Ölkrise von 1973 gewesen. Die ganze Welt habe unter diesem Wirtschaftsprobleml gelitten, auch das Volkswagenwerk in Wolfsburg. In Konsequenz kam es zu Entlassungen. Wer sich freiwillig dazu entschied, zu gehen, habe eine Abfindung erhalten. B. A.s erster Arbeitsplatz bei der *Volkswagenwerk AG* war im Presswerk. Es war eine sehr körperbelastende Arbeit, die zu Problemen mit der Bandscheibe führte. Sehr präsent ist auch noch das Bild Wolfsburgs: Es habe damals in den 1970er Jahren nur die Porschestraße und sehr wenige Geschäfte gegeben, außerdem lediglich zwei Diskotheken, mehr nicht. Zur Frage nach den Lebensumständen seit seiner Ankunft in der neuen Heimat Wolfsburg äußert sich B. A. wie folgt:

„Nur durch die zahlreichen Gastarbeiter und deren Fleiß ist Wolfsburg zu einer international bekannten Stadt herangewachsen. Wir haben immer ehrlich unse-

re Steuern bezahlt. Wir hatten immer die Absicht, das Ziel, dass unsere Kinder es besser haben werden als unsereiner. Dennoch haben es unsere Kinder heute sogar noch schwerer als wir. Sogar am ‚Band‘ zu arbeiten wird unseren Kindern oftmals verweigert, obwohl wir einen wesentlichen Beitrag zum Fortschritt [der] Wirtschaft [Deutschlands geleistet] haben. Wenn ich damals gewusst hätte, dass meine Kinder in Deutschland keine gesicherte Bleibe haben werden, dann wäre ich niemals nach Deutschland gekommen.“

Nicht immer seien die deutschen Kollegen adäquat mit den Tunesiern umgegangen. Einmal habe einer einem tunesischen „Gastarbeiter“ nahegelegt, er solle einmal von einer weißen Serviette probieren, da diese angeblich nach Käse schmecke. Der Tunesier war so naiv, dass er dem Vorschlag des deutschen Kollegen folgte. Doch einige Tunesier bemerkten, dass ihr Landsmann drauf und dran war vorgeführt zu werden und eilten schnell hinzu, um ihn vor der peinlichen Tat zu bewahren. Es sollen sogar einige „Gastarbeiter“ Katzenfutter gegessen haben. Sie kauften es im Kaufhaus, wärmten es zuhause auf und aßen es, da sie dachten, es wäre eben Fleisch in der Dose.²⁹

Lazhar Boubakri blickt auf die spezifische Konstellation im Werk zurück, nachdem die ersten Tunesier dort ihre Arbeit aufgenommen hatten: Es sollte erst einmal nur eine kleine Gruppe eingeladen werden, um an dieser deren Qualität zu messen. Anhand dieser Gruppe sollte sich folglich entscheiden, ob in Zukunft weitere Tunesier nach Wolfsburg kommen würden oder nicht. Man habe von den deutschen Vorgesetzten und Kollegen gehört, dass diese festgestellt hätten, die tunesischen Arbeitsmigranten seien aufnahmefähiger und schneller als die italienischen Kollegen, weshalb man sich dafür entschied, mehr Arbeitskräfte aus Tunesien anzuwerben. *Fortsetzung auf Seite 12*



Habib Goulli in der Produktionshalle, 1970er Jahre; Private Sammlung Goulli

Fortsetzung von Seite 11 Boubakri blickt auf seine ersten Tage in Wolfsburg zurück: Das Wochenende war arbeitsfrei, diente demnach der Erholung. Bereits am Montag begann der erste Arbeitstag. Es ging um 13.00 Uhr los. Boubakri wurde wie alle anderen Arbeitsmigranten auch erst einmal über seine zukünftige Arbeitsaufgabe unterrichtet. Sie bestand darin, Seitenteile des Variant 412 herzustellen.

„Nach der Arbeit taten [mir] meine Finger richtig weh. Ich ließ dann kaltes Wasser über sie laufen... Trotzdem haben wir uns immer große Mühe gegeben, um unsere Arbeit akkurat zu erledigen. Denn unser guter Ruf sollte auch anderen jungen Tunesiern die Tür nach Deutschland öffnen.“

Boubakri gründete relativ bald zusammen mit einigen anderen jungen tunesischen Männern den TSE, eine tunesische Fußballmannschaft in Wolfsburg. Sie trainierten zweimal in der Woche, am Sonntag spielten sie gegen andere Mannschaften.

Nach der Ölkrise Ende 1973 ging Boubakri als Bergarbeiter nach Aachen. Dort lernte er 1976 seine deutsche Ehefrau kennen: Im Arbeitsamt schloss er Kontakt zu einer deutschen Angestellten. Sie liebte Tunesien mit seiner Kultur und seinen Menschen: „Sie schwärmte von den Städten und Sehenswürdigkeiten, die sie besichtigt hatte, und half mir, meinen Wunsch, nach Wolfsburg zurückzukehren, zu realisieren. Wolfsburg blieb die erste und letzte Stadt. Sie ist so wie meine Heimat geworden.“³⁰

Auf die Frage nach den Lebensumständen seit seiner Ankunft in der neuen

Heimat Wolfsburg bat Abdelkebir Gritli, sich schriftlich in seinem Notizheft äußern zu dürfen und verfasste folgende Erinnerungen:

„Seitens des Unternehmens aber auch des Betriebsrates sind wir von Anfang an gut aufgenommen worden. Die ausländischen Kollegen sind nicht irgendwo konzentriert in einem Arbeits- oder Wohnbereich untergebracht worden. Ihre Zerstreuung im ganzen Betrieb und der ganzen Stadt ist sehr positiv, sowie, und das ist zu begrüßen, gab es nie Unterschiede bezüglich des Lohnes. Es gab immer hier und da kleine Probleme. Im Großen und Ganzen wurde [aber] immer alles gut geregelt. Man leistet hier genauso gute Arbeit wie jeder deutsche Kollege. Bloß auf der anderen Seite sei man nicht gewillt, jegliche eigene Kulturprägung oder Religionsübung aufzugeben. Mir tut besonders weh, [wie sehr das Thema der] Ausländerfeindlichkeit [...] gewachsen ist; das Thema wird in der Öffentlichkeit wieder groß diskutiert. Auslöser sind offensichtlich Veränderungen in der politischen Szene, die bei Kommunalwahlen zu einer Stärkung bestimmter Kräfte des rechten Lagers geführt haben, die nicht eben ausländerfreundlich sind. Ich spüre dann die Veränderung der Atmosphäre, wenn es darum geht, miteinander zu leben. Und ich habe Angst davor. Ich hoffe, dass das nur ein Gefühl ist oder eine besondere Empfindlichkeit sein könnte. Aber es heißt [...] auch, schon weil wir diese Empfindungen haben und manchmal glauben, ungerecht behandelt zu werden, zeigt doch wie sensibel wir geworden sind und das kommt ja nicht von ungefähr. Früher wurden wir und besonders unsere

Frauen mit ihren Kopftüchern und auch ihrem dunklen Haar nie diskriminiert. Das ist heute anders. Viele ausländische Kollegen wissen noch nicht einmal, ob sie überhaupt wieder in ihre Heimat zurückkehren wollen. Tatsache ist, dass wir nicht nur ein Teil der deutschen Bevölkerung geworden sind. Wir gehören einfach zu dieser unzertrennbaren Kette dazu. Denke man nur an unsere Kinder oder Enkelkinder, die hierzulande geboren sind, den Kindergarten besucht haben, zur Schule gegangen sind, Sportvereine besucht [...], [ihre] Ausbildung absolviert [...] oder sogar bei der deutschen Bundeswehr den Wehrdienst geleistet haben.“³¹

Amar Brahim lobt noch 2004 die Organisation seitens der Volkswagenwerk AG: Er wohnte zunächst mit 30 anderen Tunesiern zusammen im Apartment Nummer 45. Im Flur befand sich eine Gemeinschaftsküche, jeder bekam sein eigenes Geschirr zugeteilt. Die Neuankömmlinge konnten sich zwei Tage von der anstrengenden Reise erholen. Jeder bekam zweitägig bezahlten Urlaub. Sie wurden von Beauftragten von der Berliner Brücke abgeholt, um bei der Deutschen Bank jeweils ein persönliches Konto zu eröffnen. Des Weiteren erhielt jeder junge Mann einen Umschlag mit einem Taschengeld von 150 DM. Von diesem Geld hat sich Brahim eine Jacke, Schuhe und eine Hose gekauft.

Die Italiener standen damals schon etwas besser da als die Tunesier: Sie besaßen bereits Autos und boten den Tunesiern an, sie für 1 DM mit in die Stadt zu nehmen. Manche Tunesier kamen diesem Angebot nach, andere wiederum bevorzugten es, den Weg in die City zu

Fuß zu gehen. Der Weg von der Berliner Brücke in die Stadt war seinerzeit ziemlich gefährlich, kam es doch immer wieder zu Verkehrsunfällen. In den ersten neun Monaten habe sich Brahim kaum amüsiert. Sein Leben spielte sich allein zwischen dem Volkswagenwerk und der Berliner Brücke ab. Bereits am ersten Arbeitstag erhielt jeder Neuankömmling seinen Werksausweis und wurde durch die zahlreichen Hallen des Werkes geführt. Das Nichtbeherrschen der deutschen Sprache stellte kein allzu großes Problem dar, habe es doch viele Dolmetscher gegeben. Und auch die italienischen Kollegen seien sehr hilfsbereit gewesen. Amar Brahim arbeitete zunächst in Halle 10 und war damit beschäftigt, am Golf I und dem Passat I die Fensterscheiben und Türen einzubauen. Es gab keine Schwierigkeiten beim Erledigen der Arbeit, weil er und seine tunesischen Kollegen es bereits gewohnt waren auf diesem Niveau zu arbeiten. Schließlich, 1973, nach acht Monaten Arbeit bei der Volkswagenwerk AG, kam es zur Krise. Diejenigen, deren Arbeiterlaubnis nicht verlängert wurde, wurden entlassen. Brahim verdingte sich als Bergarbeiter in Herne in Nordrhein-Westfalen. Dort gab es ein Wohnheim, das nur von Tunesiern bewohnt wurde. Die Bergbaugewerkschaft bot ihren Arbeitnehmern Ausbildungsmöglichkeiten wie zum Beispiel zum Elektriker oder Schlosser an. Viele tunesischen Arbeitnehmer kamen diesem Angebot allerdings nicht nach, da sie die deutsche Sprache nicht ausreichend gut beherrschten. Brahim erinnert sich an die schmutzige und harte Arbeit im Bergbau. Man empfahl und bot den

Arbeitern immer viel Tee an, um einer Staublunge vorzubeugen. Man arbeitete in der Tiefe bei Temperaturen zwischen 32 bis 40°C und das bis zu fünf Stunden lang. Und weil die Arbeit offensichtlich so körperlich fördernd und riskant war, wurde eine Arbeitszeit von acht Stunden angerechnet. Auffällig war, dass ihm zufolge im Bergbau mehr Ausländer als Deutsche beschäftigt waren. Den Löwenanteil der Bergleute bildeten die Türken. Es kam immer wieder zu Explosionen, die bei einigen Arbeitern zu Verstümmelungen führten. Amar Brahim arbeitete von 1974 bis 1976 im Bergbau. Die Arbeit erwies sich als so sehr gesundheitsgefährdend, dass er sein Arbeitsverhältnis in dieser Branche kündigte. Für ein Jahr blieb er arbeitslos. In dieser Zeit bewarb er sich bei Ford in Köln, erhielt jedoch eine Absage. Bei einer Druckerei in Köln hatte er mit seiner Bewerbung jedoch Erfolg. Allerdings beklagte er sich wegen des zu geringen Einkommens. Er hatte ja schließlich seine Familie in Tunesien samt Vater, Mutter, zweier Schwestern und einem Bruder zu versorgen. Also beschloss er, sich um eine besser bezahlte Stelle zu kümmern. Er bewarb sich, allerdings erfolglos, zunächst in Recklinghausen bei einer Firma namens Hirten und schließlich in Essen/Gelsenkirchen, wo er als Packer in einer Fabrik für Taschentücher und Windeln namens Nouris-Transporte für drei Monate Arbeit fand. Damals bekam man aber eine Arbeitserlaubnis stets für ein Jahr ausgestellt; arbeitete man in dieser Zeit nicht, musste man nach Tunesien zurückkehren. Um dieser Regelung zu entkommen, nahm er in einer Fleischerei ein Arbeitsverhältnis auf, wo er Schweine und Rinder enthäutete. Anschließend bekam er für zwei Jahre einen Vertrag in einer Kristallfirma, die Glas und Flaschen herstellte. In Essen absolvierte er eine Lehre zum Schweißer und schloss diese mit einem Diplom ab.

In der *Bild-Zeitung* habe er erfahren, dass das Volkswagenwerk sich von der Krise erholt habe und nun neue Arbeitskräfte benötige. Daher habe er in der dortigen Personalabteilung angerufen, um sich persönlich zu erkundigen. Man teilte ihm jedoch mit, dass allein deutsche Arbeitskräfte eingestellt werden würden. Tunesier kämen allein dann in Betracht, wenn sie in Wolfsburg mit Hauptwohnsitz gemeldet waren. So ging er 1984 zurück nach Wolfsburg, wohin es ihn auch deshalb zog, da dort seine Freunde und Landsleute lebten und arbeiteten. Amar Brahim war 2004 zum Zeitpunkt des Interviews Frührentner und Vater von vier Kindern, die damals alle Wolfsburger Schulen besuchten.³²

Den VW-Arbeitsausweis erhielten die neuen Arbeitsmigranten im Volkswagenwerk im Sektor 15. Anschließend erfolgte in Halle 2 die Arbeitsplatzbesichtigung und -erklärung. Damals seien auch Mohammed Rumdani und ein anderer Tunesier, ein Dolmetscher, anwesend gewesen:

„Bereits am ersten Tag unseres Aufenthalts in Wolfsburg bekamen wir ein Taschengeld über 150 DM. Die Unterkünfte waren im Heidwinkel, Kreis Helmstedt, etwa 25 bis 28 Kilometer von Wolfsburg entfernt. Jeweils drei tunesische Arbeitsmigranten bewohnten gemeinsam ein Zimmer. Der erste Arbeitstag war ein Montag. Wir mussten um drei Uhr morgens aufstehen, denn um vier Uhr kam ein Bus, der uns von Heidwinkel ins VW-Werk brachte. Die ersten fünf Arbeitstage waren sozusagen Lerntage. Man schaute mehr oder weniger nur zu. Danach musste jeder seine Arbeit selbstständig erledigen.“ Nach drei Monaten im Jungesellenheim

Heidwinkel zogen die jungen Tunesier in die neu errichteten Hochhäuser nach Kästorf um. Es gab Einer-, Zweier-, Dreier- und Vierer-Zimmer:

„Diejenigen, die in einem Vierer- oder Zweier-Zimmer wohnten, hatten jeweils die gleiche Schicht, nämlich Schicht 1. Diejenigen, die in einem Dreier- oder auch Zweier-Zimmer wohnten, hatten die Schicht 2. Den Wohnblock 44 und 46 bewohnten nur Tunesier. Es gab sieben Etagen. In Kästorf waren diese zwei Wohnblöcke die ersten fertiggestellten überhaupt. Um von Kästorf ins VW-Werk zu gelangen, [...] [mussten wir] eine gefährliche Schnellstraße [...] überqueren [...]. Es war sehr gefährlich. Vier oder sogar fünf ‚Brüder‘ kamen sogar ums Leben. Erst als die ersten Italiener dann von der Berliner Brücke – circa 300 bis 350 Tunesier wohnten damals dort – nach Kästorf zogen, errichtete man eine ‚Holzbrücke‘ zwischen Kästorf und dem VW-Werk.“

Ende 1973 kam es zur ‚Ölkrise‘. Zahlreichen Tunesiern wurde der Arbeitsvertrag folglich nicht verlängert. Entweder bekam man eine Abfindung über 5.000 DM und eine Arbeitsplatzvermittlung zum Beispiel [an ein] Bergwerk in Aachen oder man bekam 10.000 DM ohne Arbeitsplatzvermittlung. Viele entschieden sich für letzteren Betrag und gingen zurück nach Tunesien. Es gab aber auch Tunesier, die sich [dazu] entschieden hatten, eine deutsche Frau zu heiraten, um sich ihre Bleibe in Deutschland zu sichern. Ahmed El Kebir setzte sich für eine Gruppe von etwa 66 tunesischen Männern ein. [...] Er schaffte [es], dass ihr Visum für zwei weitere Jahre verlängert werden konnte. Ab 1976 ging es dann VW besser und der VW Coupé wurde gebaut, so dass besonders in Halle 4 ein Bedarf an Arbeitskräften bestand. Folglich wurden die Tunesier wieder eingestellt [und] das Visum verlängert. Wir Tunesier hatten einen wirklich guten Ruf bei VW. Ich weiß noch wie 1972 ein Roboter kaputt gegangen ist. Die Arbeit konnte am Band nicht fortgesetzt werden, bis der Roboter wieder heil war. Also wurden alle Arbeiter der Früh- und Spätschicht gebeten, nach Hause zu gehen. In der Spätschichtzeit wurde der Roboter schließlich repariert und die Arbeit musste unbedingt fortgesetzt werden. Man hatte die Idee, schnellstens alle Tunesier aus Kästorf zu holen. Wir arbeiteten von 23.00 Uhr bis schließlich 9.00 Uhr [am] nächsten Morgen. Unsere Arbeit wurde schließlich doppelt vergütet. Unseren Lohn haben wir immer am Monatsende erhalten. Nicht per Überweisung an die Bank wie heutzutage, sondern immer in einer Lohntüte.“³³

Hattab Hicheri erlernte gleich nach der Ankunft mit Hilfe eines Wörterbuchs die Zahlen bis 100 auf Deutsch zu zählen. Zunächst wohnte er in einem Jungesellenheim des Volkswagenwerks im Heidwinkel – in Richtung Helmstedt. Ein paar Wochen später wurden in Kästorf – nicht weit vom Volkswagenwerk entfernt – erste Wohnblöcke bezugsfertig. Jede Nationalität bewohnte einen eigenen Block. Hicheri wollte von Anfang an nicht am Band arbeiten. Somit erkundigte er sich nach entsprechenden Ausbildungsmöglichkeiten. Voraussetzung für eine solche waren jedoch 60 gezahlte Versicherungsmonate, demnach fünf Jahre; ohne diese Voraussetzung übernahm das Arbeitsamt die Kosten für die Ausbildung nicht.³⁴

Über seine erste Wohnung in Wolfsburg berichtet K. G. Folgendes: Im Jahr 1971 mietete G. für 80,- DM pro Monat ein eigenes Zimmer. Von diesem Zeitpunkt an hat er nie wieder im Wohnheim gewohnt. Schon ein Jahr später, 1972/1973, bezog er eine Wohnung in Fallersleben, im Nordring. Die monatliche Miete betrug 110,- DM. Neben seiner Arbeitsstel-

le bei der Volkswagenwerk AG arbeitete K. G. auch in einer Fahrschule, wo er den Theorieunterricht in französischer Sprache erteilte.

K. G. hatte sehr strenge Eltern. Seine Mutter war es auch, die ihm seine Ehefrau aussuchte. Da er ein sehr enges und liebevolles Verhältnis zu ihr pflegte, akzeptierte er ihre Wahl gern. Im Jahr 1973 fand die Verlobung statt, im darauf folgenden Jahr wurde die Ehe geschlossen. Seine Frau ist mit ihm nach Deutschland gekommen. Für ihn war von Anfang an klar, dass seine Kinder in Tunesien zur Schule gehen sollten, hatte er doch die feste Absicht, später nach Tunesien zurückzukehren. Seine Kinder sollten auch deshalb in Tunesien zur Schule gehen, da ihm die deutsche Kultur und Mentalität überhaupt nicht gefiel: Den Kindern würden zu viele Freiheiten gegeben, an die früher für ihn wie auch seine Ehefrau nicht einmal im Traum zu denken gewesen sei. In Tunesien blieben die Kinder durch die Verwandtschaft viel besser unter Beobachtung und das sei nur gut so. Zum Zeitpunkt des Interviews war er Vater von vier erwachsenen erfolgreichen Kindern und dankte Gott für diese Gabe. Drei der Kinder seien nach dem Abitur nach Deutschland gekommen, um hier ihr Studium aufzunehmen. Mit der deutschen Sprache hatten sie keine Probleme, da sie schließlich immer die Sommerferien in Deutschland mit ihren deutschen Freunden verbracht haben.³⁵

F. T. verfällt für einige Minuten in Schweigen, bricht dann in Tränen aus: Am 6. März 1994 stirbt S. im Klinikum in Berlin. Mit dem plötzlichen Tod des Ehemannes waren zahlreiche Strapazen verbunden und Behördengänge für F. T. notwendig. Da ihr Ehemann sie nie auf irgendeinen Behördengang mitgenommen hatte, sie der deutschen Behördensprache nicht mächtig war, hatte sie mit neuen Aufgaben zu kämpfen. Schwierigkeiten hatte sie indes nicht nur in Deutschland, sondern auch in Tunesien. Ihre eigene Familie und die Familie ihres Mannes standen ihr in der schweren Zeit der Trauer nicht zur Seite. Hilfe und Respekt erfuhr sie lediglich zu Lebzeiten ihres Mannes, als er der gesamten Familie Geld und Geschenke brachte. In Wolfsburg jedoch bekam sie vom Ausländerreferat Hilfe, besonders durch Radhia Briki. Auch einige Freunde halfen ihr bei den Behördengängen. Der älteste Sohn hatte, obwohl er seinen Vater nur selten gesehen hatte, ein sehr enges Verhältnis zu diesem aufgebaut. Nach dem Tod seines Vaters wurde er psychisch krank. Zum Zeitpunkt des Interviews litt er noch immer an seiner Krankheit – wie auch seine ihn pflegende Mutter. F. T. lebt 2004 mit drei ihrer Kinder in Wolfsburg. Trotz anhaltender finanzieller Probleme in den letzten Jahren ist sie stolz darauf, ihre drei Kinder als erfolgreiche Schüler und Studenten zu sehen. Schon immer war es ihr Traum, dass ihre Kinder erfolgreiche Schul- und Universitätsabschlüsse erreichen. H. studierte in Tunesien Medizin und bereitete sich zum Zeitpunkt des Interviews auf ihre Examensprüfung vor, I. studierte in Braunschweig an der Technischen Universität Informatik, und H. besuchte damals die elfte Klasse des Ratsgymnasiums. Sie gehörte zu den besten Schülerinnen und Schülern ihres Jahrgangs.

Habiba Hamoussi beschreibt ihre Anfänge in Deutschland folgendermaßen: Es war Winter 1978 und es wurde so kalt in Deutschland, dass selbst die Heizung in ihrer Wohnung nicht mehr funktionierte. Daraufhin „flüchtete“ sich die Familie in ein nahe gelegenes Hotel, in dem sie zwei Tage verbrachten. Gegen Vorla-

ge der Rechnung des Hotels bekam die Familie von der VW-Wohnungsbau eine Dreizimmerwohnung in der Teichbreite vermietet. Hier wohnte sie acht Jahre lang. Als dann das fünfte Kind das Licht der Welt erblickte, zog die Familie nach Fallersleben in eine Fünfstückerwohnung, wo sie zum Zeitpunkt des Interviews noch wohnte. In der Teichbreite pflegte Habiba Hamoussi ein sehr gutes Verhältnis zu einer deutschen und einer polnischen Freundin, die ihr die deutsche Sprache beibrachten. Neben diesen beiden Freundinnen hatte sie engen Kontakt zu tunesischen Frauen. Der Kontakt zu ihnen würde ihr großes Heimweh lindern, so dachte sie. Gemeinsam feierten sie die Geburtstage ihrer Kinder, backten miteinander, machten Ausflüge: „Es war eine sehr schöne Zeit, denn man lernte voneinander. Jede Frau stammte aus einer unterschiedlichen Region Tunesiens, so dass man untereinander regionalspezifische Traditionen und Spezialitäten austauschte.“³⁶

Auch Awatef Brahim lernte ihren Ehemann erst in der neuen Heimat kennen: Zuerst wohnte sie mit ihrem Ehemann in Braunschweig. Nach drei Jahren zogen sie nach Wolfsburg, weil es für den Ehemann zu mühsam war, jeden Tag nach Wolfsburg und zurück zu pendeln. Besonders in den Wintermonaten war es nicht leicht, pünktlich am Arbeitsplatz zu erscheinen. Der Umgang mit Menschen, besonders mit Ausländern, fiel ihr in Deutschland auch in der ersten Zeit nicht schwer, weil sie bereits in Tunesien mit Touristen in Kontakt getreten war. Ihr Vater sei damals Polizeichef gewesen und habe ab und zu Ausländer zu sich nach Hause eingeladen. Awatef Brahim weiß noch genau, dass sie bei ihrer Ankunft in Deutschland sehr dünn angezogen war. Sie hatte nicht gewusst, wie kalt es wirklich werden würde. Mit dem Verstehen und besonders dem Erlernen der deutschen Sprache hatte sie nicht allzu große Schwierigkeiten, weil sie bereits die englische Sprache beherrschte. Dennoch fühlte sie sich in ihrer Wohnung oft einsam, denn ihr Ehemann war meist von 11 Uhr morgens bis 23 Uhr auf der Arbeit. Sie schaute sich im Fernseher den englischsprachigen Musiksender MTV an oder hörte im Radio Sender FFN englischsprachige Sendungen. Um die deutsche Sprache zu lernen, schaute sie sich Zeichentrickserien an. Da sie sehr oft Heimweh hatte, betrachtete sie sich im Fotoalbum die Fotos ihrer Eltern und Geschwister und hörte daneben eine Musikkassette des Sängers Ali Hamida. Es fand ein reger Briefwechsel zwischen ihr und ihrer Familie in Tunesien statt, denn Telefongespräche waren damals noch sehr teuer. Eine deutsche Nachbarin kam einmal auf sie zu und ließ sie wissen, dass sie, wenn sie den ganzen Tag alleine bliebe, die deutsche Sprache niemals erlernen werde. Von diesem Tag an pflegte sie Kontakt zu ihren deutschen Nachbarn. Bereits nach einem Jahr konnte sie schon ziemlich gut auf Deutsch kommunizieren. Ab 1990 wohnte sie mit ihrem Ehemann und ihren zwei kleinen Töchtern in Wolfsburg im Wellenkamp. Die Entfernung vom Wohnort zum Volkswagenwerk betrug zehn Minuten. Nun hatte es ihr Ehemann nicht mehr so weit zur Arbeit, aber ihr habe es in Braunschweig viel besser gefallen. Auch die monatliche Miete sei in Braunschweig viel günstiger gewesen. Wolfsburg schien ihr dunkler zu sein und sei besonders am Wochenende eine tote Stadt gewesen. Alle Geschäfte und Lokale waren geschlossen. In Braunschweig dagegen habe es viel mehr Veranstaltungen als in Wolfsburg gegeben. *Fortsetzung auf Seite 14*



Neujahrsempfang Abdelkebir Gritlis bei Bundespräsident Karl Carstens, 11 Januar 1984; Private Sammlung Gritli

Fortsetzung von Seite 13 Unabhängig davon beschloss sie, als sie in Wolfsburg lebte, nicht mehr den ganzen Tag zu Hause zu verbringen. Sie fing an in einer nahe der Wohnung gelegenen Berufsschule zu putzen. Dort knüpfte sie erste Kontakte zu anderen Tunesierinnen. Ab 1991 kamen endlich Parabolantennen auf die Balkone und Dächer vieler Ausländer. Awatef Brahim zufolge sei das Heimweh deutlich geringer gewesen. Besonders die religiösen Feste habe man jetzt mitbekommen. Man musste nun nicht mehr von der Familie in Tunesien an diese erinnert werden. Sie mochten den Kontakt zu Deutschen, weil sie deren Ordnung und Disziplin sehr schätzte. Bei ihren deutschen Arbeitskollegen, Nachbarn und Freunden ist sie sehr beliebt, weil sie eine sehr aufgeschlossene, intelligente Persönlichkeit ist, sehr gut Deutsch spricht und trotz mehrjährigen Aufenthalts in Deutschland ihre tunesische Identität nicht verloren hat.³⁷

Alle Interviewpartner hatten vor ihrer Abreise nach Deutschland die Absicht, allein ein oder zwei, vielleicht drei Jahre zu bleiben, um Geld zu verdienen. Die Ersparnisse sollten einem Neuanfang in der geliebten Heimat Tunesien dienen. Tatsächlich wurden aus den drei Jahren 30, 40 und 50 Jahre. Die Interviewten entwickelten neue Lebenskonzepte und widmeten sich neuen Aufgaben in der neuen Heimat Wolfsburg. Rückblickend haben sie hier länger gelebt, als in ihrem Geburts- und Herkunftsland Tunesien.

Ihren Enkelkindern und deren Freunden ihre Geschichte zu vermitteln und zu erzählen, dass die Geschichte der tunesischen Migration nach Wolfsburg vor nun bereits 50 Jahren begann, sehen sie als Teil ihrer Aufgabe. *„Wolfsburg blieb die erste und letzte Stadt. Sie ist so wie meine Heimat geworden.“*³⁸ Längst sind die Tunesier in Wolfsburg vom Gast zum Gastgeber geworden.

Sara Hamoussi-Makina studierte an der Universität Braunschweig Anglistik, Soziologie und Deutsch als Fremdsprache. Während ihres Studiums wirkte sie als studentische Mitarbeiterin an der Ausstellung „Projekt Migration“ des DOMiD (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V.) mit. Nach ihrem Studium wurde sie an der Evangelischen Familienbildungsstätte FABI Kursleiterin einer Eltern-Kind-Gruppe. Heute arbeitet sie als Lehrerin und steht bei „CheckPoint“ in Westhagen hilfsbedürftigen Menschen bei Fragen zu Bewerbungsschreiben, Vorstellungsgesprächen oder beim Ausfüllen von Anträgen und Formularen zur Seite.

1 Aytaç Eryılmaz (Hg.), Projekt Migration [Das Projekt wurde 2002 bis 2006 die von der Kulturstiftung des Bundes initiiert und gefördert; das Buch begleitet die Ausstellung zum „Projekt Migration“, die vom 30. September 2005 bis 15. Januar 2006 im Kölnischen Kunstverein und an zwei weiteren Orten in Köln stattgefunden hat]. Köln 2005. Siehe darin Sara Hamoussi/Ahmet Sezer, „Zur Entwicklung der tunesischen Migration“, S. 815–816. Für den Beitrag wurde immer wieder auch

auf eine längere unveröffentlichte Vorfassung des Beitrags aus der Feder Ahmet Sezers zurückgegriffen. Ihm sei auf diesem Wege noch einmal herzlich für das Zur-Verfügung-Stellen des Textes gedankt.

2 Beatrix Pfeleiderer-Becker, Tunesische Arbeitnehmer in Deutschland. Eine ethnologische Feldstudie über die Beziehungen zwischen sozialem Wandel in Tunesien und der Auslandstätigkeit tunesischer Arbeitnehmer. Saarbrücken 1978, S. 48.

3 Mohamed Karboul, Förderung der beruflichen Fortbildung tunesischer Facharbeiter in der Bundesrepublik Deutschland im Hinblick auf ihre Rückgliederung. Bonn, Bad-Godesberg 1971, S. 66.

4 Vera Behr, Auswirkungen der Arbeitsmigration auf die wirtschaftliche Entwicklung Tunesiens. Frankfurt am Main 1984, S. 125.

5 Pfeleiderer-Becker, Tunesische Arbeitnehmer in Deutschland (wie Anm. 2), S. 54–63.

6 Bundesanstalt für Arbeit, Deutsche Auswahlgruppe Tunesien. Erfahrungsbericht 1970, S. 23, zitiert nach dem unveröffentlichten Aufsatz Ahmet Sezers.

7 Ebd.

8 Ebd.

9 DOMiD-Archiv, Köln, Lazhar Boubakri (2004).

10 DOMiD-Archiv, Köln, Abdelkebir Gritli (2004).

11 DOMiD-Archiv, Köln, Amar Brahim (2004).

12 DOMiD-Archiv, Köln, Salah Ouni (2004).

13 DOMiD-Archiv, Köln, Hattab Hicheri (2004).

14 DOMiD-Archiv, Köln, K. G. (2004).

15 Bundesanstalt für Arbeit, Deutsche Auswahlgruppe Tunesien. Erfahrungsbericht 1970, S. 30, zitiert nach dem unveröffentlichten Aufsatz Ahmet Sezers.

16 Pfeleiderer-Becker, Tunesische Arbeitnehmer in Deutschland (wie Anm. 2), S. 65.

17 Ekkehart Schmidt-Fink, „Schwerpunkt: Araber in Deutschland“, in: aid. Ausländer in Deutschland, Jg. 17 (2001), H. 2, online abrufbar

unter <http://aid.schmueller.de/index.htm?http://aid.schmueller.de/2001-2/politik.htm> [7.8.2020].

18 DOMiD-Archiv, Köln, Noura Rouchou (2004).

19 DOMiD-Archiv, Köln, F. T. (2004).

20 DOMiD-Archiv, Köln, Habiba Hamoussi (2004).

21 Bundesanstalt für Arbeit, Deutsche Auswahlgruppe Tunesien. Erfahrungsbericht 1970, S. 23, zitiert nach dem unveröffentlichten Aufsatz Ahmet Sezers.

22 Ebd., S. 44, zitiert nach dem unveröffentlichten Aufsatz Ahmet Sezers.

23 DOMiD-Archiv, Köln, B. A. (2004).

24 DOMiD-Archiv, Köln, Abdelkebir Gritli (2004).

25 DOMiD-Archiv, Köln, Amar Brahim (2004).

26 Pfeleiderer-Becker, Tunesische Arbeitnehmer in Deutschland (wie Anm. 2), S. 65.

27 Schmidt-Fink, Schwerpunkt: Araber in Deutschland (wie Anm. 17).

28 Stadt Wolfsburg, Dezernat für Jugend, Bildung und Integration (Hg.), Willkommen in Wolfsburg (deutsch-arabische Ausgabe), S. 22f., online abrufbar unter <https://www.wolfsburg.de/leben/lebenslagen/51-integrationsreferat> [12.7.2020].

29 DOMiD-Archiv, Köln, B. A. (2004).

30 DOMiD-Archiv, Köln, Lazhar Boubakri (2004).

31 DOMiD-Archiv, Köln, Abdelkebir Gritli (2004).

32 DOMiD-Archiv, Köln, Amar Brahim (2004).

33 DOMiD-Archiv, Köln, Salah Ouni (2004).

34 DOMiD-Archiv, Köln, Hattab Hicheri (2004).

35 DOMiD-Archiv, Köln, K. G. (2004).

36 DOMiD-Archiv, Köln, Habiba Hamoussi (2004).

37 DOMiD-Archiv, Köln, Awatef Brahim (2004).

38 DOMiD-Archiv, Köln, Lazhar Boubakri (2004).

Tahar Yacoubi wurde 1951 in Le Kef, Tunesien geboren. Mit 19 Jahren verließ er seine Heimat, um eine Stelle bei der *Volkswagenwerk AG* anzunehmen. Er gehörte 1970 zu den ersten Tunesiern in Wolfsburg, wo er bis heute mit seiner Familie lebt.

Michael Siems: Was war Ihnen in Tunesien bereits über Wolfsburg bekannt?

Tahar Yacoubi: Gar nichts. Ich habe damals zum ersten Mal von „Wolfsburg“ gehört. Über Deutschland wussten wir vom Zweiten Weltkrieg, da hatte man was gehört, ein bisschen was gelesen und in der Schule gelernt, aber viel auch nicht. Wir wussten mehr über Frankreich, aber über Deutschland nicht viel.

Michael Siems: Viele Arbeitsmigranten erinnern sich an strenge Einstellungsuntersuchungen im Heimatland. Wie haben Sie das erlebt?

Tahar Yacoubi: Wir hatten zwei medizinische Untersuchungen, die erste in einem Hospital, Urin, Blut, was dazu gehört, und nach fünf oder sechs Wochen ist noch mal eine Untersuchung von der deutschen Delegation erfolgt. Streng würde ich nicht sagen, aber sie haben alles untersucht und uns mit Dolmetschern befragt. Für mich war alles in Ordnung.

Danach kamen wir, etwa 130 Personen, mit der Fähre von Tunesien bis Italien, Sizilien, und von da aus mit Zügen bis nach Wolfsburg. Mein erster Arbeitstag in Wolfsburg war der 31. Oktober 1970.

Bei VW haben sie uns in Wolfsburg dann erneut zur Untersuchung und zur Vertragsunterschrift gebracht. Sie haben dann den Ausweis vorbereitet und uns mit Bussen nach Heidwinkel bei Grasleben gebracht. Das war unsere erste Unterkunft für drei Wochen. Und Montag war unser erster Arbeitstag, Frühschicht. **Michael Siems:** Sie sind an einem Samstag angekommen, und schon am Montag ging die Arbeit los. Man hat Ihnen offenbar nicht viel Zeit gelassen, sich einzuleben.

Tahar Yacoubi: Ich persönlich war darauf vorbereitet. Ich habe in Tunesien nach der Schule ja auch den Eltern in der Landwirtschaft geholfen. Mir fiel das nicht so schwer, das war in Ordnung.

Das Wetter dagegen stellte eine Herausforderung dar: Nebel, Dunkelheit, ganz anders als in der Heimat. Mit der Zeit hat man sich aber auch daran gewöhnt.

Michael Siems: Wie haben Sie in Heidwinkel gewohnt?

Tahar Yacoubi: Dort waren wir zunächst für die ersten drei Wochen mit zehn Personen auf einem Zimmer. Danach sind wir in die Oebisfelder Straße 44 und 46 gezogen, da waren auch mehrere Tunesier zusammen, vier in einem Zimmer. Dort wohnten wir zwei Jahre lang, bis 1973. Dann kam auch mein Bruder aus Tunesien und wir haben uns eine Wohnung in der Kleiststraße genommen. Leider nur für ein Jahr, danach ist er ins Ruhrgebiet gegangen.

Michael Siems: Welche Erwartung hatten Sie damals, was dachten Sie, wie lange Sie in Wolfsburg bleiben würden?

Tahar Yacoubi: Die meisten Tunesier in meinem Alter, 19 bis 22 Jahre alt, waren der Meinung, vielleicht fünf Jahre in Deutschland zu bleiben. Ein bisschen Geld, ein kleines Kapital anzusparen, um dann vielleicht in Tunesien etwas damit zu machen. Auf lange Zeit zu bleiben ist mir nicht in den Sinn gekommen. Erst nach 26 Jahren Beschäftigung bei VW ist der Entschluss gekommen, dass wir es nicht mehr schaffen, in die Heimat zurückzukehren. Das war ungefähr 1996. Davor war immer die Zerrissenheit im Inneren, ob man zu Deutschland gehört oder zu Tunesien. Aber am Ende war nichts mehr



Vor den Wohnblöcken in Kästorf, 1972; Private Sammlung Yacoubi

„... immer die Zerrissenheit im Inneren ...“

EIN GESPRÄCH MIT TAHAR YACOUBI

zu machen, da sind wir hier geblieben. Die Kinder sind groß geworden, gingen zur Schule. 1997 habe ich dann auch die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen. Ab 1990 hat sich Deutschland auch anders entwickelt, europäisch. Es hat sich ein bisschen geöffnet.

Michael Siems: In der Zwischenzeit mussten Sie entscheiden, ob Ihre Kinder hier oder in Tunesien zur Schule gehen würden.

Tahar Yacoubi: Aus meiner eigenen Erfahrung, und das trifft wohl auch auf viele Tunesier zu: Als meine Tochter 1984 eingeschult werden sollte, hat sie erste Klasse hier in Wolfsburg besucht, in der Danziger Straße, wir waren damit aber nicht zufrieden. Wir waren der Meinung, dass wir vielleicht noch ein paar Jahre bleiben und anschließend wieder nach Hause zurückkehren würden. Dann habe ich sie nach Tunesien geschickt, wo sie die nächsten sechs oder sieben Jahre zur Schule gegangen ist. Bei meinem Sohn habe ich es dann genauso gemacht, bis 1992. Aber dann haben wir gemerkt, dass es zu schwer ist, mit meiner Frau hier allein zu leben – ohne die Kinder, die bei ihrer Großmutter in Tunesien waren, deswegen haben wir 1992 damit Schluss gemacht. Danach sind die Kinder nach Wolfsburg zurück gekommen und hier zur Schule gegangen: in die Ferdinand-Porsche-Realschule und die Grundschule in der Danziger Straße. Die erste Zeit war die Umstellung in der Schule von Arabisch und Französisch auf Deutsch ein bisschen schwierig. Aber danach, mit viel Mühe und mit der Hilfe einiger Lehrkräfte in den Schulen, haben wir es gut geschafft. Meine Kinder sind jetzt in einer guten Position.

Michael Siems: Wie lief Ihr Kontakt mit den Schulen Ihrer Kinder?

Tahar Yacoubi: Als meine Kinder auf der Ferdinand-Porsche-Realschule waren, bin ich einmal in der Woche dort hin und habe gefragt, wie es ist mit den Kindern. Da haben sie gemerkt, dass ich Interesse habe. Und sie haben sich sehr bemüht, den Kindern Deutsch beizubringen. An der Grundschule in der Danziger Straße hatte die Lehrerin mit meinem anderen Sohn auch lange Zeit Geduld gehabt. Er hat nicht mal seinen Namen schreiben können auf Deutsch, aber langsam wurde es besser. Und danach, am Theodor-Heuss-Gymnasium, war ich auch immer dabei, und es hat gut geklappt. Die Lehrkräfte haben immer gut geholfen. Heute haben zwei meiner Kinder einen Ma-

gister, einer hat einen Master und einer arbeitet als Meister bei VW. Ich hatte damals viel Angst um sie; es verging keine Woche, in der ich nicht in der Schule war. Zu Hause habe ich immer geholfen, außer bei Mathe, weil ich da keine Ahnung von hatte. Aber in Französisch, Erdkunde, Geschichte und Politik habe ich immer geholfen, auch bei deutscher Politik. Das hatte mich von Anfang an interessiert.

1972, da war ich gerade zwei Jahre hier, war die Bundestagswahl, Willy Brandt von der SDP gegen Rainer Barzel von der CDU. Und zwischen den Bändern im Werk haben die Leute über die Wahl gesprochen und gerufen, und wir Tunesier haben ein Plakat hochgehalten: „Willy wählen!“ Ich war zwei Jahre in Deutschland und ich habe immer mitgemacht.

Michael Siems: Wie gut waren denn in den 1970er Jahren die Kollegen bei der *Volkswagenwerk AG* vorbereitet? Hatten Sie Ansprechpartner, die Französisch oder Arabisch sprachen?

Tahar Yacoubi: Arabisch überhaupt nicht, Französisch im Grunde auch nicht. Die Arbeitskollegen haben kein Wort Französisch verstanden, weder die älteren noch die jüngeren. An meinem ersten Tag im Kaufhaus *Hertie* habe ich die Verkäuferin gefragt, ob sie Französisch versteht – *Parlez-vous français?* –, da war sie schockiert, nein, die zweite auch nicht. Da war mir dann klar, dass ich Deutsch lernen muss. Daraufhin habe ich das erste Wörterbuch gekauft und damit angefangen.

Die Arbeitskollegen waren für uns fremd und wir für sie. Sie haben sich auch gewundert – Afrikaner? Die Italiener waren vor uns da, an sie hatten sie sich gewöhnt, aber bei uns ist es etwas anders gewesen. Aber mit der Zeit hat es sich langsam verbessert. Die deutschen Kollegen sind hart aber gerecht. Das muss man zugeben. Sie waren auch hilfsbereit in vielen Sachen, hart aber fair. Die Gewerkschaft, die *IG Metall*, war auch hilfsbereit. Und die Betriebsräte setzten sich bei jedem Konflikt für uns ein. Ich persönlich hatte keine Probleme.

Michael Siems: Hatten Sie denn beim Betriebsrat und der *IG Metall* vor allem deutsche Ansprechpartner oder waren das eher die italienischen Kollegen, die einige Jahre früher gekommen waren?

Tahar Yacoubi: Die Italiener haben leider kein Französisch oder Arabisch verstanden, oft auch kein Deutsch. Wir hatten vor allem einen Dolmetscher, einen Deutschen, der schon mal in Algerien ge-

lebt hatte, der auch Französisch gut verstand.

Außerdem war da auch noch Ahmed El-Kebir. Er war auch bei der Untersuchung in Tunesien dabei gewesen. Hier war er für die Betreuung der Tunesier und als Dolmetscher eingesetzt. Leider blieb er nicht so lange, nur bis etwa 1975 glaube ich.

Michael Siems: Im Jahr 1973 haben Sie eine der größten Krisen des Unternehmens miterlebt. Wie wirkte sich das auf Ihr Leben aus?

Tahar Yacoubi: Für mich gab es keine negativen Auswirkungen. Einige, deren Arbeitsverträge ausliefen, hat das aber sehr wohl betroffen. Mein Bruder, dessen Arbeitsvertrag 1974 ausgelaufen ist, musste deshalb ins Ruhrgebiet gehen. Mein Vertrag lief aber bis 1975, deswegen ist mir nichts passiert. Mein Bruder kam auch 1977 wieder zurück zu VW.

Michael Siems: Sie wurden nicht unter Druck gesetzt, Ihren Vertrag aufzulösen?

Tahar Yacoubi: Nein, von unseren Vorgesetzten damals, Vorarbeitern und Meistern, habe ich da keinen Druck gehabt. Von VW wurden wir gleichberechtigt behandelt, haben unsere Rechte auch bekommen, ohne Wenn und Aber, obwohl wir die Sprache noch nicht verstanden. Ich wusste damals nicht, was „Betriebsrente“ bedeutet. Ich habe Dinge unterschrieben, ohne sie zu verstehen. Jahre später, als ich besser Deutsch konnte, habe ich die Dinge erneut gelesen, und festgestellt, dass es gut war. Auch mit den deutschen Kollegen habe ich mich gut verstanden. Ich habe langsam gemerkt, dass man vielleicht etwas anders denkt. Aber bei den Italienern, die meisten sind ja aus Sizilien, das sind auch Südländer wie wir, da ist die Mentalität fast gleich, abgesehen von der Religion. Aber wir haben uns gut verstanden.

Michael Siems: Sie sprechen gerade das Thema Religion an. Sie sind Muslim. Welche Möglichkeiten hatten Sie denn, Ihrer Religion nachzugehen, bevor hier die entsprechenden Einrichtungen geschaffen wurden?

Tahar Yacoubi: Damals kannten sich die meisten Deutschen gar nicht aus mit dem Islam. Wir haben damals den Islam zu Hause praktiziert und im Werk während der Pause. Ein Muslim geht fünfmal am Tag zum Gebet. Das haben wir in unserer Pause gemacht. Es gab keine Möglichkeit, dafür einen extra Raum zu bekommen, VW hat das abgelehnt. Aber wir haben dann irgendwo Plätze gefunden, das Gebet praktiziert, ohne Probleme mit Vorgesetzten oder Kollegen. Natürlich gab es manchmal Diskussionen über das Wieso, und manche staunten über das Gebet, aber dabei ist es geblieben. Kein Problem.

Michael Siems: Man hat Ihnen keine Räume zur Verfügung gestellt, aber auch keine Steine in den Weg gelegt. Sie haben keine Feindseligkeiten deswegen erlebt?

Tahar Yacoubi: Nein, nein. Es gab zu manchen Gelegenheiten harte Diskussionen. Das hat 1973 mit dem Jom-Kippur-Krieg zwischen Israel und Ägypten angefangen, da gab es Diskussionen. Aber es ist bei Diskussionen geblieben. Auch zur Iranischen Revolution 1979/80 gab es Diskussionen. Am schlimmsten oder am härtesten war der 11. September 2001. Die Reaktion einiger Kollegen in der Lackiererei war: „Wieso habt ihr das gemacht?“ Dabei hatten wir das selbst nicht verstanden, wer das gemacht hatte und wieso. Wir haben uns sofort davon distanziert. Die *IG Metall* hat immer zu schlichten versucht, dafür habe ich großen Respekt. Der 11. September hat seine Spuren hinterlassen. Weil es so schrecklich war, so schnell. Aber mit ein bisschen Geduld haben viele das verstanden.

Abdallah Zaibi ist 1970 als einer der ersten tunesischen „Gastarbeiter“ nach Wolfsburg gekommen. Neben seinem politischen Wirken engagiert er sich seit vielen Jahren hinweg in der Integrationsarbeit.

Aleksandar Nedelkovski: Herr Zaibi, können Sie uns kurz Ihren Weg nach Deutschland und Ihren politischen Werdegang skizzieren?

Abdallah Zaibi: Ich bin mit 22 Jahren nach Deutschland gekommen und hatte bis dahin keine politischen Ambitionen. In Tunesien hatte ich ein Studium der Tiermedizin begonnen, dieses Studium aber nicht abgeschlossen, da mein Onkel, der mehr als 15 Jahre in Deutschland gelebt hatte, zu jener Zeit nach Tunesien zurückkam. Er fragte mich, ob ich nicht auch nach Deutschland gehen wolle. Ich antwortete ihm fragend, was ich denn in Deutschland solle. Da sprach er von den hübschen Mädchen, den vielen Autos und so manchem mehr. Da habe ich zu überlegen begonnen, ob ich nicht doch fliegen sollte. Schließlich sprach ich darüber mit seinem Bruder und der sagte zu mir: „Wir machen das!“ Ein Cousin von mir arbeitete damals im Sozialministerium und war für die Migration ins Ausland zuständig. Als ich dann auch mit ihm darüber gesprochen habe, fragte er sogleich, was wir in Deutschland wollten. Daraufhin habe ich ihm erklärt, dass wir einmal etwas Anderes sehen möchten. So hat er uns geholfen, nach Deutschland zu kommen, sein Bruder kam nach München, ich hierher nach Wolfsburg. Das war 1970 – ich kam zusammen mit den ersten Tunesiern in die Volkswagenstadt und sollte später auch der erste Tunesier in der hiesigen SPD sein. Zudem war ich der erste Tunesier, der hier in Wolfsburg – das war 1978/79 – einen deutschen Pass ausgestellt bekommen sollte.

Als ich mit 22 Jahren nach Deutschland kam, habe ich schnell realisiert, dass die Arbeit bei der Volkswagenwerk AG bedeutete, hauptsächlich mit Maschinen zu arbeiten. Ich überlegte, wofür ich dann eigentlich studiert hatte, schließlich wollte ich damit doch etwas anfangen können. So kam mir der Gedanke in die Gewerkschaft einzutreten. Vielleicht könnte ich dort tätig werden. Weiter studieren wollte ich jedenfalls nicht mehr. Mir war wichtig informiert zu sein, ich wollte durch meine Aktivitäten Dinge anschieben, Situationen verändern. Weiterhin war es mir ein großes Anliegen, für meine Landsleute da zu sein.

Schon bald darauf haben mich einige Leute angesprochen, ob ich nicht in die Politik gehen wolle, da ich so aktiv in der Gewerkschaft war. So kam ich zur SPD. Dort habe ich einige Leute kennengelernt, an verschiedenen Sitzungen teilgenommen. Allerdings bin ich eher ein Typ, der lieber zuhört als selbst etwas beizutragen, da ich meist fürchte, etwas Falsches zu sagen. Langsam aber habe ich dann Deutsch gelernt, begonnen meinen Arm zu heben und angefangen, mich intensiver in der SPD zu engagieren. Dort war ich schließlich auch im Vorstand und im Ortsrat aktiv. Inzwischen bin ich stellvertretender Ortsrat in der Nordstadt und Ortsratsmitglied. Das hat mir geholfen, um in die Partei hineinzukommen.

Aleksandar Nedelkovski: Anders als die Gruppe der italienischen „Gastarbeiter“ erscheinen mir die Tunesier trotz ihres Beispiels in der Wolfsburger Kommunalpolitik unterrepräsentiert. Haben Sie hierfür einen Erklärungsansatz?

Abdallah Zaibi: Es gibt zwar durchaus Tunesier, die sich engagieren möchten, aber ich vermute, dass die deutsche Sprache eine Barriere war und immer noch ist.



Jugendliche des TSV, die später gemeinsam nach Tunesien geflogen sind, links im Bild: Abdallah Zaibi, Wolfsburg circa 1990; Private Sammlung Zaibi.

Der Tunesische Verein für Kultur und Jugend e. V.

EIN GESPRÄCH MIT ABDALLAH ZAIBI UND RIHAB OUERTANI

Doch die älteren Tunesier, die ähnlich wie ich schon früh nach Deutschland gekommen sind, sind nur selten in der Politik aktiv. Sie haben ein politisches Interesse auch nicht an ihre Kinder weitergegeben, mit ihnen nicht über Politik gesprochen. Stattdessen erwarten sie, dass die Schule ihnen etwas darüber beibringt. Politik in Deutschland ist nichts für sie.

Aleksandar Nedelkovski: Sie waren jahrelang im Sport aktiv. Welcher Aufgabe kommt Sport im Kontext von Integration zu?

Abdallah Zaibi: Ich bin selbst Sportler und habe in Tunesien Fußball gespielt. Als ich nach Deutschland kam, habe ich das im *Tunesischen Fußballverein* fortgesetzt. Später war ich beim TSV und *1. FC Wolfsburg* als Trainer aktiv. In der Zeitung sah ich dann eine Anzeige, in der für Westhagen ehrenamtliche Mitstreiter gesucht wurden. Sie waren froh, dass ich teilnehmen wollte, dies auch, da sie mich schon aus Westhagen kannten und von meinen Aktivitäten wussten. So habe ich als Sprecher für die Integration dort angefangen.

Schließlich sprach mich Harry Guta von der Dialogstelle Extremismusprävention auf ein Problem an: Man habe einige schwer erziehbare Kinder, die randalieren würden. Und so stand die Frage im Raum, ob ich mich nicht um diese Kinder kümmern könne. Damit hatte ich kein Problem. Daraufhin hat Harry mich eingeladen und wir haben uns mit der Polizei zusammengesetzt. Da es sich wirklich um einige schwere Jungs handelte, fragten sie mich, ob ich es wirklich versuchen wolle. Ich stimmte zu, denn ich bin ein Typ, der gern mit den Jugendlichen redet. Wenn sie es verstehen, dann ist es gut. Wenn nicht, dann geht es eben langsamer.

So haben wir die Jungen für 17:00 Uhr in die FBZ in Westhagen eingeladen. Die Polizei war vor Ort, jemand von der Stadt und auch Harry Guta. Etwa zehn Leute waren zum Training in der Halle. Plötzlich kam ein Junge auf mich zu, von dem ich gesehen hatte, dass er von oben über die Leiter gekommen war. Er kam zu mir und sagte: „Trainer, ich bin da.“ Da habe ich mich umgesehen und gefragt: „Wer? Ach du. Was willst du hier?“ Er sagte: „Ich komme zum Training.“ – „Und wie bist du hereingekommen?“ – „Über die Leiter.“ Da habe ich ihn über eben diesen Weg wieder weggeschickt, er solle über die Treppe noch einmal zu mir kommen. Er protestierte und widersprach, er sei

doch längst da. „Nein“, antwortete ich, „bist du nicht!“ So ging er wieder hinaus und kam über die Treppe wieder hinein. „Ich bin da.“ – „Nein“, meinte ich, „du bist fünf Minuten zu spät. Geh dort auf die Tribüne und warte, bis wir hier fertig sind und dann unterhalten wir uns.“ Er ging hinauf und wartete. Ich bin schließlich hochgegangen und habe ihm gesagt, ich hätte hier in Deutschland Disziplin und Pünktlichkeit gelernt. Wenn diese zwei Eigenschaften nicht vorhanden sind, sei man schon verloren. Von diesem Tag an waren diese Leute zehn Jahre lang für mich wie eine Familie. Die Eltern riefen bei mir an, ich besuchte sie in der Schule und sie kamen zu mir zum Grillen. Wir haben zusammen Fußball gespielt und ich habe niemals wieder etwas Negatives über diese Jungen gehört. Für meine damalige Arbeit bin ich dann mit dem Integrationspreis ausgezeichnet worden. Die Jugendlichen kamen aus der Türkei, aus Syrien, aus dem Libanon, aus allen möglichen Ländern – es waren viele Nationalitäten vertreten. Dabei hat es mir geholfen, dass ich ebenfalls einen Migrationshintergrund habe. Wir haben damals über alles gesprochen: Über Disziplin, darüber, wie man mit anderen spricht, über Hass. Wir müssen uns vernünftig benehmen, die Gesetze respektieren, nicht Klauen, nicht Schlagen, nicht Trinken, keine Drogen nehmen, das ist das Wichtigste.

Mit der Stadt Wolfsburg und *Streetlife* haben wir später „Integration durch Sport“ gegründet. So sollten gefährdete Jugendliche aus Westhagen „von der Straße geholt werden“. Sie haben bei mir Disziplin und Toleranz erfahren und so gelernt, andere Nationalitäten und verschiedene Geschlechter zu tolerieren. Bei aufkommenden Problemen, ob häusliche oder schulische, habe ich zu vermitteln versucht. Durch Ausflüge und Turniere ist eine gute Gruppendynamik entstanden.

Aleksandar Nedelkovski: Können Sie uns etwas über Ihren aktuellen Verein erzählen?

Abdallah Zaibi: Der Verein, *Tunesischer Verein für Kultur und Jugend e. V.*, der übrigens für alle offen ist, wurde 2015 gegründet. Die Jungen hatten zunächst Angst, offen mit mir zu sprechen, da sie befürchteten, ich könnte sie an Harry Guta verpfeifen. Erst langsam ging ihnen auf, dass Harry alles andere als ein Polizist ist. Er ist bei der Stadt beschäftigt und für Jugendliche wie sie zustän-

dig. Logischerweise hat er darum immer mal wieder mit der Polizei zu tun. Er hilft der Polizei, wenn sie Probleme mit den Jugendlichen hat. Dies und nicht das Gegenteil ist der Fall. So sind die Jungen langsam zu unserem Verein gekommen. Bald haben wir dann eine Wahl durchgeführt und festgelegt, dass die Jungen in den Vorstand müssen, damit sie selbst andere Jugendliche betreuen können. Es ist doch etwas Anderes, wenn ein Jugendlicher zu einem Jugendlichen spricht, als wenn es ein Erwachsener tut. Sie können lachen, quatschen und Witze erzählen, aber dann auch miteinander arbeiten. So haben wir vier Studierende in den Vorstand gewählt, darunter zwei Mädchen. Sie kommen beispielsweise aus Syrien und Ägypten, es ist sehr durchmischt und das läuft gut.

Aleksandar Nedelkovski: Warum sind Ihrer Meinung nach so viele junge Deutsche mit tunesischen Wurzeln nach Syrien gegangen, um sich dem IS anzuschließen?

Abdallah Zaibi: Es gibt einige Faktoren, weshalb die Jugendlichen nach Syrien gegangen sind: Die erste Generation hat ihre Kinder nach sechs oder sieben Jahren zurück nach Tunesien geschickt. So lebten die Eltern hier, die Kinder dort. Als sie zurückkamen, waren sie nicht oder nur wenig integriert, hatten die Sprache verlernt. Wenn sie dann hinausgegangen sind, um mit anderen Kindern zu spielen, war es möglich, dass sie die falschen Freunde fanden. Ihre Eltern fragten sie nicht danach. Sie hatten keine Arbeit, besuchten keine Schule und so weiter. So blieb ihr Kopf leer. Sie wollten auch Taschengeld haben, sich vernünftig anziehen und so weiter.

Schließlich gab es einen Anwerber, der den Jugendlichen große Versprechen machte. Damals trafen sie sich in der türkischen Moschee (DiTiB), wo sie niemand verstand. Deshalb blieben sie dort unentdeckt. Es handelte sich um einen Tunesier, der nach Deutschland gekommen war und hier eine deutsch-tunesische Frau geheiratet hatte. Dieser Mann hatte die ganze Sache angesprochen und vermittelt. Er hat die Jungs zusammengeholt und dann verbreitet, dass in Syrien Frauen, Autos, Geld und all das auf sie warte; sie müssten nur dorthin gehen. Wir haben durch Anbindung junger Tunesier, vor allem Studenten, in unserem Verein versucht, auf diese jungen Islamisten durch Gespräche und Hilfsangebote einzuwirken. Leider sind trotzdem sehr viele für den IS in den Krieg gezogen – und nicht wenige mussten ihr Leben lassen. Die Jungs haben nicht überlegt und sind mitgegangen. Letztendlich erwartete sie dort der Krieg, sie hatten kein Geld, nichts. Zwei sind aus Syrien zurückgekommen. Diese beiden besuchen eine türkische Moschee, weil sie die arabische Sprache nicht beherrschen. Doch wir reden immer miteinander. Wir versuchen, sie nicht zu verurteilen und bieten ihnen Gespräche an. Weiterhin wollen wir Unterstützung geben bei Arbeits- und Wohnungssuche. Sie können bei uns in Kontakt mit anderen jungen Tunesiern treten und bei uns ihre Freizeit verbringen.

Rihab Ouertani ist Studentin an der *Ostfalia Hochschule für angewandte Wissenschaften* und Vorstandsmitglied des *Tunesischen Vereins für Kultur und Jugend e. V.*

Aleksandar Nedelkovski: Frau Rihab Ouertani, können Sie kurz etwas über sich und Ihre Funktion im Verein beschreiben?

Rihab Ouertani: Ich bin 27 Jahre alt

und Maschinenbaustudentin. Momentan wohne ich in Wolfsburg, studiere jedoch in Hannover. Zudem bin ich Mitglied des Vorstands des *Tunesischen Vereins für Kultur und Jugend*. Inzwischen lebe ich seit fünf Jahren in Deutschland. Zuerst wohnte ich in Heidelberg, wo ich eine Sprachschule besucht habe, später zog ich nach Hannover und schließlich nach Wolfsburg, wo ich nun seit etwas mehr als anderthalb Jahren lebe, um meinen Master an der *Ostfalia* zu machen. Zuvor kannte ich Wolfsburg gar nicht.

Als ich hier hergekommen bin, habe ich nach einem tunesischen Verein gesucht und auch einige Informationen im Internet gefunden. Es gibt tatsächlich einige Vereine und so habe ich deren Aktivitäten miteinander verglichen und festgestellt, dass die des *Vereins für Jugend und Kultur* mich am meisten interessierten. Die Mitglieder dieses Vereins organisieren viele Veranstaltungen zur Unterstützung von Studierenden, nicht nur der tunesischen, sondern für jeden, der Hilfe braucht. Aus eben diesem Grund engagiere ich mich dort. Es spricht mich an, da ich so als junge Frau mit meinen Erfahrungen auch anderen Studenten helfen kann.

Es gibt Studierende, die, wenn sie wie ich hier herkommen, nicht wissen, womit sie anfangen sollen oder wie sie sich überhaupt für einen Studienplatz bewerben können. Ein weiteres Problem ist die Finanzierung der Miete oder die Herausforderung, hier in Wolfsburg einen

Nebenjob zu bekommen und vieles mehr. Bei diesen Dingen vermag ich zu helfen, da ich selbst vergleichbare Erfahrungen gemacht habe und mich deshalb mit diesen Problemlagen auskenne. So helfen wir mit Bewerbungen und kümmern uns um alle möglichen Fragen, die an uns gerichtet werden.

Gerade über das Internet bekommen wir viele Nachrichten von Menschen, die nach Hilfe suchen. So erhalten wir zum Beispiel Fragen zur Finanzierung der Miete oder generell zur *Ostfalia*. Für solche Fälle bieten wir Sprechstunden an, in denen wir just diese Probleme thematisieren. Meistens handelt es sich bei den Menschen, die zu uns kommen, um Tunesier, da diese gezielt nach einem tunesischen Verein suchen. Deshalb fällt auch das Kommunizieren leichter. Ich habe zwar keine konkreten Zahlen im Kopf, doch sind es einige. Auf jeden Fall studieren aktuell über zwanzig tunesische Studenten an der *Ostfalia*.

Zudem gebe ich Arabischunterricht für Kinder. Dieser Unterricht richtet sich an arabische Kinder, die hier in Deutschland geboren wurden, ebenso wie an deutsche Kinder, die die arabische Sprache erlernen möchten. Der Arabischunterricht findet einmal in der Woche in der Porsche Realschule statt. Sowohl die Arbeit mit den Studierenden wie auch die mit den Kindern leiste ich ehrenamtlich.

Doch helfen wir im Verein auch älteren Menschen. So unterstützen wir bei-

spielsweise ältere Frauen, die schon lange in Deutschland leben, aber nicht gut Deutsch sprechen. Viele von ihnen arbeiteten allein als Hausfrau, hatten nie eine andere Arbeit angenommen und daher nur wenig Umgang mit Deutschen. Aus diesem Grund beherrschen sie auch die deutsche Sprache nicht gut. Für diese Frauen organisieren wir Veranstaltungen, Ausflüge und Aktivitäten. Ich kann nicht genau sagen, wie viele Frauen inzwischen an diesen Veranstaltungen teilgenommen haben, aber zwischen zwanzig und fünfundzwanzig waren es gewiss. Unsere Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind oft sehr durchmischt: von jung bis alt, ob Männer oder Frauen, auch Geflüchtete nehmen teil.

Aleksandar Nedelkovski: Wie bewerten Sie Ihre Arbeit im Verein aus der Perspektive einer Frau?

Rihab Ouertani: Die Mentalität der arabischen Männer unterscheidet sich stark von der der Männer in Deutschland. So stößt der Vorsitzende des Vereins manchmal auf Widerstand, da er Aktivitäten auch für Frauen organisiert. Ich hingegen habe damit keine Probleme und werde aufgrund meines Engagements nicht angefeindet. Es gibt ja Frauen, die sich schämen, mit Männern zu sprechen. Unsere Angebote sorgen daher für eine bessere Kommunikation und somit auch für Freude bei den Frauen. Bislang haben sich die Männer nicht über mein Engagement beklagt.

Zwar gibt es im Verein einige gute Frauen, auch im Vorstand, doch wollen diese nur selten in diese Position. Hinzu kommt, dass manche auch verheiratet waren und somit mitunter nur einmal im Monat in den Verein kommen konnten. Momentan sind vier Frauen und acht Männer im Vorstand. Für mich sind die gemachten Erfahrungen, die Motivation, die ich aus meiner Arbeit gewinne, und die Kreativität, der sie bedarf, sehr wichtig.

Aleksandar Nedelkovski: Wollen Sie diesen Ist-Zustand ändern?

Rihab Ouertani: Auf jeden Fall arbeite ich daran, diesen Zustand zu ändern. Für mich ist die Zusammenarbeit von Frauen und Männern wichtig, denn sie soll Hand in Hand gehen. Um andere Frauen zu motivieren, erzähle ich viel über das, was wir hier machen, was unser Ziel ist und was wir bis jetzt geschafft haben. Und wenn man von solchen Erfahrungen und Zielen hört, so die Idee, freut man sich ja auf solche Sachen. Als Studentin habe ich viel mit anderen Studenten zu tun. Die meisten sind, wenn ich davon erzähle, selbst motiviert und interessiert mitzumachen. Wenn unter Frauen etwas organisiert werden soll, so gelingt dies auch. Sie setzen sich zusammen und sprechen darüber. So sind wir zum Beispiel letztes Jahr mit 33 Frauen nach Belgien gefahren.

Für die nächsten Jahre wünsche ich mir, dass sich mehr Frauen engagieren und in die Öffentlichkeit treten.

يتراه دالو

Wolfsburgs „Hertie-Generation“

EIN GESPRÄCH MIT BILELL HAMOUSSI

Maik Ullmann: Könntest du zu Beginn einmal kurz umreißen, welcher Personenkreis konkret gemeint ist, wenn wir von der „Hertie-Generation“ sprechen und einmal erzählen, was das mittlerweile abgerissene Kaufhaus „Hertie“ damit zu tun hatte?

Bilell Hamoussi: Die ersten tunesischen „Gastarbeiter“ kamen im Jahr 1970 nach Wolfsburg. Bei der Auswahl der Arbeiter wurde darauf geachtet, dass es sich um ledige Männer handelte; ihr Fokus sollte ganz auf der Arbeit liegen. Mit der Zeit änderte sich jedoch der Familienstand. Die tunesischen Arbeiter verdienten bei Volkswagen gutes Geld und gründeten meist, während sie im Heimaturlaub weilten, eine Familie. Über kurz oder lang holten sie dann ihre Frauen nach Wolfsburg wie auch die gemeinsamen Kinder, die oftmals dann schon in Wolfsburg geboren wurden. Als diese dann ins schulpflichtige Alter kamen, entstanden innerhalb der tunesischen Community zwei Lager bezüglich der Bildungsfrage. Manche Familien ließen ihre Kinder in Wolfsburg zur Schule gehen, andere hingegen entschieden sich dafür, ihre Kinder in ihrem Herkunftsland auf die Schule zu schicken, und dies, obgleich es hier mittlerweile eine tunesische Schule gab, in der die Kinder die Sprache der Eltern lernen konnten. Die Idee, die Kinder in Tunesien unterrichten zu lassen, rührte vor allem daher, dass ja ein „Gastarbeiter“ eben nur „Gast“ ist und eher früher als später wieder zu-

rück nach Hause müsse. Für diesen Fall ergriffen eben manche die Maßnahme, ihre Kinder in Tunesien zur Schule zu schicken und bei Verwandten wohnen zu lassen, damit ihnen Sprache und Kultur nicht fremd wird.

Mitte der 1990er Jahre gab es nun aber unter der Kohl-Regierung eine Gesetzesänderung bezüglich des Aufenthaltsbestimmungsrechtes. Diese Neureglung besagte, dass Kinder bis zu einem Alter von 16 Jahren bei ihren Eltern leben müssen, um ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht zu haben. Entsprechend holten zahlreiche Familien ihre Kinder zurück nach Wolfsburg, noch ehe sie ihr 16. Lebensjahr vollendet hatten. Für diese Kinder, ob im Kleinkindalter oder eben gerade noch 15 Jahre alt, begann demnach ein neues und vor allem fremdes Leben in Deutschland – und das, obwohl sie in Tunesien ein gutes Leben hatten. Viele dieser Kinder kannten Wolfsburg gar nicht. Die Umstellung war ein völliger Bruch mit ihrem bisherigen Leben, die Folgen teilweise katastrophal. Die fremde Sprache erschwerte den Neustart extrem, viele verpassten den Anschluss. Das Schicksal, plötzlich in Wolfsburg leben zu müssen, formte die sogenannte „Hertie-Generation“; man schloss sich zusammen und traf sich in der Stadt. Damals gab es noch das große Einkaufszentrum „Hertie“, das zum Treffpunkt wurde. Man traf sich vor dem Eingang und sprach über Probleme und Ängste. In der tunesischen Community nannten

wir diese Gruppe „Hertie-Jungs“. Viele der Tunesier, die hier aufwuchsen, fanden sie auch richtig cool, eben weil sie perfekt arabisch sprachen, einen eigenen ‚Slang‘ entwickelten; ihnen haben sich die Jungs dann angeschlossen.

Maik Ullmann: Aus Interviews mit den ersten Wolfsburger „Gastarbeitern“ aus Italien und Tunesien ist mir bekannt, dass für diese Personengruppen der Heimatbegriff immer mehrdeutig blieb. Als sie nach Deutschland kamen, waren sie meist schon erwachsen und entsprechend in ihrem Herkunftsland sozialisiert. Würdest du sagen, der „Hertie-Generation“ ist durch die Entscheidung ihrer Eltern und demnach fremdbestimmt schon frühzeitig eine Art Identitätsproblem in den Schoß gelegt worden?

Bilell Hamoussi: Allerdings. Ein Freund von mir hat tatsächlich bis heute Probleme wegen seines Aufenthaltstitels. Er ist in Wolfsburg geboren, ging in Tunesien zur Schule und kam dann nach dem Abitur zurück, begann hier sein Studium, doch gefiel es ihm nicht so gut, da jedoch sein Visum an sein Studium gebunden war, bekam er umgehend Probleme mit der Ausländerbehörde. Solche Umstände stehen natürlich dem Gefühl entgegen, Deutschland als seine Heimat zu sehen. Der Begriff „Gastarbeiter“ ist von vorn herein integrationsschädigend. Auch die Kinder derjenigen, die in den 1970er Jahren zum Arbeiten nach Wolfsburg gekommen sind, hatten mit

den Folgen dieser Politik zu kämpfen, wie man an der „Hertie-Generation“ unschwer erkennen kann. Denn die gesamte Lebensplanung war so auf den Tag ausgelegt, an dem die Familie zurück nach Tunesien gehen sollte. Diese Einstellung zeigt sich noch heute anhand der Sprache einstiger „Gastarbeiter“ und ihrer Kinder: Spricht man davon, „nach Hause zu fahren“, sagt man *nrauhu*, meint damit aber nicht etwa sein Haus oder die Wohnung in Deutschland, sondern Tunesien.

Maik Ullmann: Wenn du die „Hertie-Generation“ aus heutiger Perspektive betrachtest, was würdest du sagen, ist aus ihr geworden?

Bilell Hamoussi: Wenn ich das heute aus einer sozialpädagogischen Sicht betrachte, würde ich sagen, der harte Bruch sowie die Startschwierigkeiten haben sich relativiert. Auch die „Hertie-Generation“ ist mittlerweile ‚angekommen‘. Da ist kein Unterschied mehr zwischen denen, die hiergeblieben und jenen, die in Tunesien zur Schule gegangen sind. Alle haben irgendwie ihren Weg gefunden, sei es im Studium oder im Job, aber Ausnahmen gibt es immer. Die Erfolgsgeschichten sind es jedoch, die mir besonders in Erinnerung geblieben sind.

Der Sozialpädagoge und Sozialarbeiter Bilell Hamoussi ist Mitglied des Arbeitskreises 50 Jahre Tunesier in Wolfsburg und Gastredakteur dieser Ausgabe von „Das Archiv“.



Besuch Dr. Sultan bin Mohamed al-Qasimis in der Moschee am 24. Juni 2006; Foto: Klaus Helmke, IZS



Blick in den Gebetsraum, 24. Juni 2006; Foto: Klaus Helmke, IZS

In den 1970er Jahren des 20. Jahrhunderts zogen viele Muslime aus Nordafrika, vorwiegend aus Tunesien, nach Wolfsburg, um bei der *Volkswagenwerk AG* als „Gastarbeiter“ zu arbeiten. Die meisten dieser Muslime sind dann in Wolfsburg geblieben und heimisch geworden. Es fehlte jedoch zunächst ein Ort, an dem sie sich zur Ausübung ihrer Religion treffen konnten, um beispielsweise das wöchentliche Freitagsgebet abzuhalten. So entstand die erste Idee zur Gründung einer eigenen Gemeinde. In der ersten Hälfte der 1970er Jahre fanden die gemeinsamen Gebete meist im kleineren Rahmen in den werkeigenen Wohnheimen in Kästorf statt. Im Laufe der Zeit kamen zu den täglichen Gebeten auch wochenendfüllende Angebote, so dass das Bedürfnis nach einem eigenen Gebetsraum weiter wuchs. Ab 1976 fanden diese religiösen Zusammenkünfte in der Friedrich-Ebert-Straße, anschließend in verschiedenen Privatwohnungen statt. Diese Treffen dienten neben dem privaten Austausch vor allem dazu, die religiöse Bildung der Muslime in Wolfsburg zu gewähren. So lasen die Wolfsburger Muslime in dieser Zeit den Koran und die dazugehörigen Kommentare und tauschten sich über das Leben des Propheten Mohammed aus. Im Laufe der Zeit wuchs nicht nur die Gemeinde stark an, sondern auch das Bildungsangebot. Die Gemeinde wurde auch immer stärker von verschiedensten Nationalitäten besucht.

In Konsequenz wurde am 9. Juli 1978 der *Islamische Verein Wolfsburg* gegründet, um den Muslimen die Möglichkeit zu geben, ihren religiösen Pflichten nachzukommen, insbesondere das Freitagsgebet zu verrichten und den schon stattfindenden Bildungsangeboten einen offiziellen Rahmen zu geben. Im selben Jahr wurde zudem ein Antrag an die Stadt Wolfsburg zur Bereitstellung eines Gebetsraums gestellt, der genehmigt wurde. Somit erhielten die Muslime in Wolfsburg erstmals

Räumlichkeiten, um ihrer Gemeinde auch offiziell eine Heimat zu geben. Die ersten Räumlichkeiten wurden am Laagberg in der Danziger Straße im dort beheimateten Kindergarten bereitgestellt. In der Folge konnte das Angebot weiter ausgebaut werden und beinhaltete nun auch Freizeitangebote wie das gemeinsame Lernen in Wochenend-Lernkreisen für Männer, Frauen, Jugendliche und Kinder.

Zwischen den Jahren 1978 und 2006 musste die Gemeinde jedoch mehrfach – insgesamt acht Mal – umziehen und sah sich somit immer wieder vor die Herausforderung gestellt, die neuen Räumlichkeiten zur Ausübung ihres Angebots herzurichten. Dies waren der Kindergarten einer Schule auf dem Laagberg in der Danziger Straße 17 (1978–1980), die Laagbergschule im Masurenweg 9 (1980–1987), die Glockenbergerschule in Fallersleben, Am Alten Gut 10 (1987–1996), sodann für ein Jahr Büroräume in der Stadtmitte, Wielandstraße 2–6 (1997), ehe es im folgenden Jahr erneut in Laagbergschule ging (1998). Es folgten die Hermann-Löns-Schule (die heutige Neue Schule) in der Heinrich-Heine-Straße, sowie ein großer Raum in der Rothenfelderstraße (1999–2000), die Deutsch-Italienische Gesamtschule in der Örtzestr. 1 A (2000–2001), die Grundschule Alt-Wolfsburg Am Lerchengarten 30 (2001–2005) sowie ab Juli 2006 das Islamische Kulturzentrum am Berliner Ring 39.

Über die Jahre wuchs das Bedürfnis nach einer eigenen und vor allem dauerhaften Stätte für die Gemeinde und die Muslime in Wolfsburg, da die Räumlich-

keiten vor allem in den späten 1990er Jahren und Anfang des folgenden Jahrzehnts wie aufgezeigt meist nur noch temporär zur Verfügung standen. Nicht umsonst hatten sich die Mitglieder der muslimischen Gemeinde im Jahr 1999/2000 dazu entschieden, weitere Räumlichkeiten in der Rothenfelderstraße anzumieten, um kurzfristig auf fehlende Räume reagieren zu können. All diese Umstände bedeuteten für die Gemeinde einen hohen finanziellen und arbeitstechnischen Aufwand, sodass die Bestrebungen nach einer eigenen Stätte forciert wurden. Die Gemeindeglieder begannen Spenden für den Kauf oder Bau einer eigenen Immobilie zu sammeln und adressierten ihr Anliegen auch an die Stadt Wolfsburg. Als der Herrscher des Emirates Schardscha, Dr. Sultan bin Mohamed al-Qasimi das *Kunstmuseum Wolfsburg* im Rahmen seines Besuchs der Stadt besuchte, suchte der damalige Vorstand das Gespräch mit ihm. Dabei informierte er ihn über die Pläne für ein eigenes Gemeindezentrum und machte ihn auf die Situation der Muslime in Wolfsburg aufmerksam. Sultan bin Mohamed al-Qasimi sagte seine Unterstützung zur Errichtung eines Gemeindezentrums zu, mit dessen Bau bereits im Jahr 2004 begonnen werden konnte. Zwei Jahre später, im Juni 2006, wurde es als *Islamisches Kulturzentrum Wolfsburg* durch seine Hoheit Sultan bin Mohamed al-Qasimi und Rolf Schnellecke, den damaligen Oberbürgermeister der Stadt Wolfsburg, eröffnet. Es umfasst neben der Moschee mit ihren zwei Ebenen für Männer und Frauen auch einen Vortragsraum, verschiedene Seminarräume, einen Com-

puterraum, den Jugendraum „Diversity“, eine Bibliothek, einen Wohnbereich sowie ein Café und ein Restaurant.

Inzwischen ist es längst zu einem Treffpunkt sowohl für Muslime als auch für Nichtmuslime geworden: Muslime haben hier nach all den Jahren ihr „religiöses“ Zuhause gefunden und können ihre Religion leben; Nichtmuslime wiederum haben die Möglichkeit, vor Ort den Islam und Muslime kennen zu lernen, in Dialog mit ihnen zu treten und Antworten auf ihre Fragen zu bekommen.

Das *Islamische Kulturzentrum Wolfsburg* bietet unter anderem folgende Aktivitäten an: Das Freitagsgebet mit der dazugehörigen Predigt in arabischer und deutscher Sprache findet wöchentlich mit ungefähr 500 Teilnehmern statt, des Weiteren sind die täglichen fünf Gebete Teil des Alltags der Muslime. Neben den täglichen Gebeten nimmt der Islamische Verein weiterhin seine Aufgabe als Bildungsinstitution ernst und bietet sowohl Koranunterricht für Kinder und Erwachsene, als auch Sprachunterricht an. Neben Vorträgen, Lesungen und Diskussionsabenden in arabischer und deutscher Sprache sind vor allem Führungen mit anschließenden Vorträgen oder Diskussionen Teil des Angebots zum interreligiösen Dialog innerhalb der Region. Hierbei können verschiedenste Gruppen von Schülerinnen und Schülern bis zu angehenden Polizistinnen und Polizisten mit Musliminnen und Muslimen vor Ort in den Austausch treten. Natürlich finden auch immer wieder Hochzeitsfeiern oder Feste anlässlich einer Geburt statt.

Die Aktivitäten des *Islamischen Kulturzentrums Wolfsburg* erreichen etwa 1.500 Muslime in Wolfsburg und Umgebung. Durch seinen schönen Bau und seine Größe ist das *Islamische Kulturzentrum Wolfsburg* zu einer wahren Attraktion in der Region geworden. Es wird von Menschen verschiedenster Nationalitäten und Sprachen besucht.

Zur Geschichte des Islamischen Kulturzentrums Wolfsburg

VON MOURTADHA DJEMAI



Wolfsburg, GTG Schule 29. August 2009 ; Private Sammlung Rouchou



Im Schulzentrum Westhagen, Februar 2003, Foto: Ulf Hartmut Heinrich ; Private Sammlung Rouchou

Ich kann mich noch sehr gut an meinen ersten Tag in der tunesischen Schule erinnern – das war im September 1983. Mein Vater begleitete mich in das Klassenzimmer der damaligen Herrmann-Löns-Schule. Ich war sehr aufgeregt, schließlich hatten mir meine Eltern doch wiederholt von der Strenge tunesischer Lehrer erzählt und berichtet, dass sie auch nicht davor zurückschrecken würden, das Lineal schwingen zu lassen. Unser damaliger Lehrer, Sidi Mohammed Mannai – Sidi bedeutet so viel wie „Meister“ oder „mein Herr“ und stellt eine höfliche Anrede im Arabischen dar – empfing uns in einer voll besetzten Klasse. Dort waren viele tunesische und andere arabischstämmige Kinder, die mich ebenso neugierig musterten wie ich sie. Zu jenem Zeitpunkt kannte ich noch niemanden, aber das sollte sich schon bald ändern. Bereits meine erste Stunde war ein voller Erfolg und blieb mir in guter Erinnerung – hier fühlte ich mich wohl. Ich wurde schnell zur Klassen- und Jahrgangsbesten, was ich ausdrücklich meinen Eltern Mohamed und Habiba Hamoussi zu verdanken habe, die mich zum Pauken anhielten und mit mir lernten.

Im Jahre 1983 nannte man Menschen wie meine Eltern noch „Gastarbeiter“ – und als solche verstanden sie sich auch selbst. Ein Gast genießt auf bestimmte Zeit ein Gastrecht und kehrt danach zurück in seine Heimat. Folglich galt es, die Kinder entsprechend auf die Rückkehr in die Heimat vorzubereiten. Dies hatten nicht nur meine Eltern im Blick, sondern stand auch auf der Agenda der bundesdeutschen wie auch der tunesischen Regierung. Beide machten sich dafür stark, die „Gastarbeiterkinder“ auf die Fortsetzung ihres schulischen Werdegangs in der Heimat vorzubereiten.

Es war eine Zerreißprobe für alle Beteiligten. Die Eltern standen zwischen den Stühlen; zahlreiche Optionen mussten bedacht werden, nicht wenige Lebensentwürfe konkurrierten miteinander: Soll unser Kind hier oder in Tunesien zur Schule gehen? Geht die Mutter im Falle des Falles mit zurück in die Heimat oder lebt das Kind über die Schuljahre hinweg bei den Großeltern? Oder doch bei der Tante mütterlicherseits? Nein, lieber bei der Familie des Vaters? Nicht selten bedeutete dies, für ein gesamtes Schuljahr getrennt vom eigenen Kind zu leben. Wurde das Kind von der

Die legendären Karamellbonbons der tunesischen Schule

VON KAOUTHER NEEMANN

Mutter begleitet, war auch sie von ihrem Ehemann für diese Zeitspanne getrennt. Und dies galt mitunter bis zum Abitur. Die Folgen dieser Lebensentwürfe stellten alle Beteiligten vor große Herausforderungen. Meine Eltern entschieden sich daher wie viele andere Eltern für folgende Option: Das Kind bleibt bei den Eltern und wird in Deutschland eingeschult, besucht aber zusätzlich den muttersprachlichen Unterricht – eine Alternative, für die aber erst die Voraussetzungen geschaffen werden mussten. Darüber wurde im *Tunesischen Verein* viel diskutiert; wie sich jedoch jede einzelne Familie entschied, war ganz den jeweiligen persönlichen Umständen geschuldet.

Der muttersprachliche Unterricht war an das tunesische Bildungssystem angelehnt. Auch unsere Lehrmittel bekamen wir aus Tunesien. Die Lehrer unterrichteten uns in arabischer Sprache: Der Unterricht umfasste das Erlernen der Schrift, das Lesen, die Grammatik, aber auch Gedichte und Landeskunde. Später fiel mir auf, dass auch die tunesischen Lehrer ihre Vorlieben in den Unterricht miteinfließen ließen; manche richteten sich auch nach den Wünschen der Schülerinnen und Schüler. Eines aber hatten alle gemeinsam: Sie wollten unsere kleinen tunesischen Seelen für die Heimat begeistern. Manch Lehrer legte großen Wert auf das Erlernen des Korans, andere legten Wert auf die Konjugation der Verben zu den unzähligen Personalpronomen – es gibt derer 15 im Arabischen. Wir lernten auch Lieder großer arabischer Komponisten und Sänger. Die tunesische Schule war vielfältig und sie machte uns, wenn ich denn auch für meine Mitschülerinnen und -schüler sprechen darf, großen Spaß. Unsere Nachmittage waren sinnvoll gefüllt; die allermeisten von uns besuchten sie gerne und kamen regelmäßig. Das schönste waren natürlich nichtsdestotrotz die Pausen. „Sidi naamlou Pausa?“ („Meister, machen wir Pause?“) – diese Frage hörten sämtliche delegierten Lehrer aus Tunesien unzählige Male in Wolfsburg.

Sidi Mohammed Mannai war der Pionier der tunesischen Schule, leider verließ er uns nach einer kurzen Amtszeit, die seinem befristeten Arbeitsvertrag geschuldet war. Der Abschied von ihm fiel uns allen schwer. Sidi Mannai blieb uns lange in guter Erinnerung, war er doch immer darauf bedacht, uns in unserer tunesischen Kultur und Identität zu bestärken. Wir waren bei ihm immer eine Klasse weiter als auf der deutschen Schule. Ging ich offiziell in die vierte Klasse meiner deutschen Grundschule, so war ich laut tunesischer Schule und Sidi Mannai bereits in der fünften Klasse. Ich betone dies mit einem Augenzwinkern. Sidi Mannai machte mit uns nicht nur Schule, sondern auch Theater. Ich erinnere mich noch sehr gut an ein Fest im Jahr 1986, das für uns Tunesierinnen und Tunesier in Wolfsburg ausgerichtet wurde, bei dem wir Schülerinnen und Schüler der tunesischen Schule ein kleines Theaterstück aufführen durften. Die Probezeit erinnere ich als sehr intensiv; nicht selten fanden die Proben zu Hause bei der Familie El Gouireh statt, die uns ihr Wohnzimmer zur Verfügung stellte. Hella El Gouireh hatte eine wichtige Rolle und Makram Ayari spielte die Hauptrolle: den kleinen Singvogel „Tiet-Wiet“. Nach ihm war auch das Theaterstück benannt. Der kleine Vogel sang den ganzen Tag und wurde ob seiner schönen Stimme berühmt. Da er jedoch infolge seiner Berühmtheit immer mehr in die Welt der Erwachsenen eingebunden wurde, dabei immer weniger seiner Leidenschaft folgen konnte, wurde der kleine Vogel krank. Aufgrund der vielen (Kinder-)Arbeit verlor er seine Stimme. Das Theaterstück machte uns Kindern Spaß und vermittelte unseren Eltern, den Zuschauern, eine wichtige Lektion.

Auf unseren ersten Lehrer Sidi Mannai folgte Sidi Ali Boubaker, der seine Amtszeit wie schon sein Vorgänger nicht verlängerte. Auf ihn folgte Sidi Rafiq, dessen Amtszeit sogar verkürzt war, was schließlich dazu führte, dass wir eine *Saidati* – das ist die weibliche Form von *Sidi* – bekamen: Noura Rouchou

verließ das Büro im Integrationsreferat der Stadt Wolfsburg und übernahm als zweite Lehrkraft neben Sidi Rafiq Dallali den tunesischen Unterricht.

Ich besuchte die tunesische Schule bis zu meinem Abitur, zeitweise vier Tage in der Woche. Ich kannte alle Schulen in Wolfsburg, die den tunesischen Kindern und Jugendlichen Klassenräume zur Verfügung stellten: die Herrmann-Löns-Schule am Nordkopf, die Brüder-Grimm-Schule in der Teichbreite, die Grundschule auf dem Laagberg, die Berufsbildende Schulen an der Seilerstraße, wo wir eine Zeit lang sogar samstags unterrichtet wurden, dann die Grundschule in Detmerode, die Glockenbergsschule in Fallersleben. Übergangsweise waren wir sogar in den Räumlichkeiten des *Tunesischen Vereins* in der Seilerstraße untergebracht. Hier wurden auch immer die Abschlussfeiern und die Ehrungen zum vergangenen Schuljahr ausgerichtet. Zu Beginn übernahmen unsere Väter noch den Fahrdienst, um uns zum Unterricht zu bringen, was aber nicht immer mit dem Schichtdienst und den Arbeitszeiten harmonierte, weshalb sich unsere Eltern gemeinsam mit der Stadt Wolfsburg dafür starkmachten, einen Fahrdienst zu organisieren, der dann durch das Taxiunternehmen *Brand* übernommen wurde. Noch heute denke ich an die liebe Frau Hartwich mit ihrem zur Mahnung erhobenen Handfeger in ihrem taxifarbenen VW-Bus, die uns Kinder geduldig und souverän aus den verschiedenen Wohnsiedlungen aus ganz Wolfsburg zum tunesischen Unterricht fuhr. Für jene Kinder, deren Heimtour länger dauerte, da sie bis zuletzt im Wagen saßen, gab es für ihre Geduld nicht selten leckere mit goldenem Papier umwickelte Karamellbonbons. Sie waren legendär.

Die tunesische Schule war für mich weit mehr als nur ein Ort, an dem mir Unterrichtsstoff vermittelt wurde – sie war in erster Linie identitätsstiftend und stärkte die Community. Mein Dank gilt allen Sidis und Saidati wie auch der Stadt Wolfsburg, die damals den Fahrdienst übernommen, uns Klassenräume zur Verfügung gestellt hat und uns sogar Busfahrkarten zukommen ließ, als das Taxiunternehmen uns nicht mehr fuhr; auch die Lehrergehälter von Herrn Dallali und Frau Rouchou wurden später von der Stadt Wolfsburg übernommen.



Burnus

Mein Vater stammt aus der kleinen Oasenstadt El-Guettar im Zentrum Tunesiens. Dort trug man in den Wintermonaten traditionell immer einen *Burnus*, einen aus braunem Filz gearbeiteten ärmellosen Kapuzenmantel. Er wird ohne Gürtel getragen; man wirft ihn einfach über seine normale Kleidung. Noch bis in die 1950er und 1960er Jahre prägte er das Stadtbild vieler kleinerer Städte in Nordafrika. Auch heute werden solche Kapuzenmäntel vor allem im Zentrum und im Süden Tunesiens von nicht wenigen Männern getragen, die an den alten Traditionen festhalten. Dieser *Burnus* gehörte ursprünglich meinem Opa, später dann meinem Vater. Ich weiß nicht, ob mein Vater ihn gleich mit nach Wolfsburg genommen hat, als er 1970 als „Gastarbeiter“ bei der *Volkswagenwerk AG* zu arbeiten begonnen hat. Sicher jedoch ist, dass er ihn im Laufe der 1970er Jahre geschenkt bekommen und mitgebracht hat. Und was mir aufgefallen ist: Er hat ihn zu Hause in unregelmäßigen Abständen immer mal wieder getragen. Wenn es draußen sommerlich und schön war, war alles okay, wurde es jedoch winterlich, und wenn dann das Heimweh aufkam, dann hat er ihn hervorgeholt, ihn sich übergeworfen und ihn beispielsweise zu Hause beim Zeitunglesen getragen oder wenn er einfach auf der Couch lag, um sich nach einem harten Arbeitstag auszuruhen. Manchmal hörte er dabei auch klassische arabische Musik. Ich bin fest davon überzeugt, dass dies sein Heilmittel gegen Heimweh war, das allerdings allein in den Wintertagen zum Einsatz kam. Als mein Vater 2003 verstorben ist, habe dann ich den *Burnus* bekommen. Ich habe ihn tatsächlich einmal übergeworfen – er ist sehr dick und entsprechend schwer, zugleich aber auch gemütlich und hält gut warm. Mein Vater hat sich so ein Stück Heimat mit nach Deutschland genommen, das er jedoch nur in den eigenen vier Wänden trug. Draußen trug er den *Burnus* nicht.

Bilell Hamoussi

DAS ARCHIV

HERAUSGEBER
Institut für Zeitgeschichte und
Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

INSTITUTSLEITUNG
Anita Placenti-Grau

REDAKTION
Alexander Kraus
Aleksandar Nedelkovski
Anita Placenti-Grau
Bilell Hamoussi

BILDREDAKTION
Katja Steiner

ANSCHRIFT
Stadt Wolfsburg,
Institut für Zeitgeschichte und
Stadtpräsentation, Goethestr. 10 a,
38440 Wolfsburg, Tel. (05361) 27 57 30,
Fax 27 57 57, E-Mail:
izs-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de
www.wolfsburg.de/izs

Disclaimer: Trotz sorgfältiger Bemühungen konnten nicht alle Inhaber der Bildrechte ermittelt werden. Wir bitten darum dem IZS bestehende Ansprüche ggf. mitzuteilen.